

Konkursausschreibung für die neu zu errichtenden öffentlichen Apotheken in Friedberg und Niklasdorf im politischen Bezirke Freiwaldau (Schlesien).

Behufs Verteilung der Personalbefugnis für die neu zu errichtenden Apotheken in den zwei oben genannten Gemeinden wird hiermit der Konkurs ausgeschrieben. Bewerber um die Apothekenkonzession haben ihre mit 2 Kronentempel versehenen Gesuche bis 1. September d. J. bei der k. k. Bezirkshauptmannschaft in Freiwaldau einzubringen. Als Beilagen werden gefordert: 1. Tauf- oder Geburtschein. 2. Wohlverhaltenszeugnis. 3. Heiratschein. 4. Tirolinalzenausweis. 5. Magisterdiplom mit Bestätigung der fünfjährigen Serbierzeit. 6. Nachweis über genügende materielle Mittel zur Errichtung der Apotheke. 7. Nachweis über die bisherige Verwendung im Apothekendienst, eventuell über besondere Qualifikation. 8. Ein Revers, daß der Bewerber zur persönlichen Vetreibung der Konzession sich durch mindestens zehn Jahre verpflichtet. Bewerber, die eine im Konkurswege erworbene Apotheke vor Ablauf von zehn Jahren veräußert haben, werden, insofern sie nicht hierzu durch eingetretene, von der politischen Behörde als stichhaltig anerkannte Gründe veranlaßt wurden, nicht berücksichtigt.

Kroatisch-Kreuz. Am 14. d. M. fand in Bihac (Bosnien) eine Tempelweihe statt und unser Rabbiner Dr. M. Engel hielt die Einweihungsrede, welche ungeteilten Beifall gefunden hat. In diesem Tempel beten Spaniolen und Oesterreicher zusammen; darin bildet die Bihacer Gemeinde eine Ausnahme, denn in allen bosnischen Gemeinden sind Spaniolen und Oesterreicher in 2 Lager geteilt; mit Ausnahme Bihac gibt es überall in Bosnien einen spaniolschen und einen österreichischen Tempel. An der Tempelfeier nahmen alle Behörden teil. Der Präses der Kultusgemeinde M. Rechnitzer übergab den Schlüssel dem dortigen Kreisvorsteher Baron Redvic und dieser übergab den Schlüssel unserem Rabbiner Dr. Engel mit der Bitte, daß er den Tempel öffne und ihn einweihe. Abends fand ein Konzert statt und es wurde sehr viel gesendet. Unser Rabbiner Dr. Engel hielt die Abschiedsrede im alten Tempel in kroatischer und die Einweihungsrede in deutscher Sprache.

Feuilleton.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen übersezt.

Flora war allein in dem rückwärtigen Empfangszimmer das als Boudoir eingerichtet war. Sie saß im Schaukelstuhl neben dem Kamin und war in die Lektüre von „Klein Dorrit“ vertieft. Ihre hübsche, mädchenhafte Gestalt war in ein warmes, schmiegsames Gewand gehüllt, dessen wohlthuende Wärme im Vereine mit der interessanten Novelle sie mit dem triumphierenden Gefühl, nicht in dem draußen wütenden Sturm sein zu müssen, erfüllte.

Nach und nach brach die Dämmerung herein und ein melancholisches Grau erfüllte den Raum. Zwielflicht schlich in sichtbaren Wellen ins Zimmer. Das trübe Licht, die angenehme Wärme in dem behaglichen Raum, dazu die Stimmung des Buches verjagten Floras Gedanken in ferne Welten.

Sie war das einzige Mädchen ihres Kreises, das sich mit Dickens, Thackeray und Scott befaßte, im Gegensatz zu ihren einstigen Schulgenossinnen, deren einzige literarische Nahrung „Das Familienblatt“ und „Die Hausfrauenzeitung“ bildeten. In Floras Zimmer stand ein Pianino und eine kleine Bibliothek.

Sie war hübsch und schlank gewachsen. Ihr längliches, elfenbeinfarbiges Gesicht, von einer Fülle von nachtschwarzem Haar umrandet, war immer durch ein halb schelmisches, halb nachdenkliches Lächeln belebt. Wenn sie in ihr natürliches, herzliches Gelächter ausbrach, schienen ihre dunklen Augen stehend, klagend. Ihre Nase, die ein wenig kühn war, gab dem Ganzen ein pikantes Aussehen und stimmte zu ihrer ganzen Haltung.

Vor einem Monat hatte Flora in demselben Hause der Mottestreet, in dem sie geboren und das ihres Vaters Eigentum war, ihren zwanzigsten Geburtstag gefeiert.

Kürzlich hatte ein Heiratsvermittler zum erstenmale im Hause vorgesprochen und hatte sich über einen jungen, jüdischen Arzt in Lobeshymnen ergangen. Doch der alte Stroon hatte ihm in seiner unverblühten Art die Rede kurz abgeschnitten; er wolle sein Kind an einen gottesfürchtigen Kaufmann verheiraten, aber nicht an einen Mann, der der ungläubigen Wissenschaft angehöre und der glatt rasiert sei.

Allerdings war es Floras geheime Sehnsucht, die Frau eines Doktors zu werden. Doch in ihren Kreisen kam bei einer ehelichen Verbindung niemand anderer in Betracht als ein Kaufmann. Viele ihrer Freundinnen, gebürtige Amerikanerinnen, hatten Kaufleute geheiratet, einfache Burshen, die nicht sehr viel gelernt hatten und deren fehlerhaftes Englisch ihren Bräuten anfangs unerträglich schien. Flora konnte es sich nicht vorstellen, daß auch sie so einen Mann heiraten solle. Sie hatte sich daran gewöhnt, ihre Umgebung als Hintergrund zur Erhöhung ihrer eigenen Persönlichkeit zu betrachten. Und sie sehnte sich nach einer feineren Atmosphäre, als es ihre gegenwärtige war, das ihr vorschwebende Ideal war ein amerikanischer Gentleman, wie man sie nur im oberen Stadtteil sah.

Als das Wort „Doktor“ dem Munde des Heiratsvermittlers entschlüpfte war, griff es Flora mit Borne auf. Zu jener Zeit — anfangs der Achtziger-Jahre — war eine solche Heirat im New-Yorker Ghetto etwas ganz ungewöhnliches.

Flora stellte sich einen glattrasierten, jungen Gentleman vor, der eine goldene Brille trug und in einem eleganten Buggy saß. Dieses Bild hatte sich bei Flora zu einer fixen Idee herausgebildet. „Ich werde nur einen Doktor heiraten“, sagte sie in gewähltem Englisch. Sie vermied es sorgsam, grammatikalische Fehler zu machen, „das würde sich für eine Doktorsfrau nicht schicken“.

Doch wie wird es ihr gelingen, den Widerstand des Vaters zu besiegen? Azriel Stroon war niemals der Mann gewesen, der nachgegeben hat. Aber Flora war ihres Vaters Tochter und sie konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß ihr Entschluß früher oder später zur Ausführung gelangen müsse. Floras Gedanken schwebten gerade in dieser Richtung, als sie ihres Vaters Stimme im unteren Speisezimmer hörte. Heute hatte er Fahrzeit nach seinem Vater. In früheren Jahren hatte er sich damit begnügt, an diesem Tage im Bethaus das Kaddischgebet verrichten zu lassen. Heute aber hatte er den Tag fastend und betend verbracht, hatte eine Kerze im Tempel anzünden lassen und für den Verstorbenen Kaddisch sagen lassen. Es beunruhigte Flora, ihren alten Vater den ganzen Tag fastend zu wissen, und trotz darüber, seine Stimme zu hören, lief sie schnell mit ihrem Buch in der Hand zu ihm.

„Kommst Du gerade aus dem Tempel, Vater?“ frug sie ihn voll Zärtlichkeit in englischer Sprache. „Ist das Fasten abgetan?“

„Es ist nicht so leicht mit Ihm abgetan, Tochter,“ gab er auf Jüdisch zurück und blickte zum Himmel hinan. „Man kann Ihn nicht genug dienen.“

„Beieile Dich, Tamara,“ rief sie dann in der Richtung der Küche.

„Du wirst doch heute abends nicht mehr Tefillim legen, Papa?“

„Warum nicht? Kostet es Dich zu viel?“

„Ja, es kostet — Deine Gesundheit. Du bist schwach und hast schon genug gebetet.“

„D, man kann nie genug beten. Es ist nicht wie mit Erdäpfelsuppe, von der kann man bald genug haben.“

„Tamara, ist es jetzt an der Zeit, das Fasten zu beenden?“ fragte er nach längerer Weile.

„Sie können Ihre Hände schon waschen. Das Nachtmahl ist fertig,“ erklang die sympathische Stimme der Haushälterin.

Der alte Stroon legte seinen braunen Hut ab und bedeckte seinen Kopf mit einem Sammtkappchen. Als sich seine robuste, mittelgroße Gestalt in die Küche bewegte, um die

Wäscher vorzunehmen, nahm sein rotwangiges Gesicht einen frommen Ausdruck an.

Als das Nachteffen beendet war und Aziel und Tamara das Abendgebet verrichtet hatten, nahm Flora ihre Novelle zur Hand, um sie zu Ende zu lesen.

„Fort mit dem ungläubigen Zeug während des Gebetes,“ schrie der alte Mann zornig.

Flora gehorchte bestürzt. Sie hatte sich an seine neuen Gewohnheiten gewöhnen müssen, aber so strenge war er bis nun nicht mit ihr verfahren und sie fand es unerträglich.

„Sie können das Buch später lesen, die Weisheit läuft Ihnen nicht davon,“ sagte Tamara mit Ironie.

Tamara war eine Witwe im Alter von etwa vierzig Jahren. Sie und ihr verstorbener Gatte waren im ganzen Ghetto wegen ihrer Frömmigkeit bekannt gewesen, und deshalb wie auch ihrer Kochkunst halber hatte Aziel sie als Haushälterin aufgenommen.

Aziel intonierte dann in dröhnenden Tönen ein Dankgebet. Immer stärker und stärker wurde seine Stimme und Tamara begleitete ihn flüsternd und neigte ihren perückenbedeckten Kopf kummervoll.

Flora war beim Anblick dieser Szene tiefbewegt; sie sah zu mit jener mitfühlenden Sympathie, wie sie Christen empfinden, wenn sie etwa am Versöhnungstag die Synagoge besuchen.

Endlich erstarben die feierlichen Töne zu einem leisen Gemurmel. Stille senkte sich über das kleine Zimmer. Die Feier schien zu Ende.

„Flora,“ sagte Stroon plötzlich. „Ich bin entschlossen, nach Europa zu reisen.“

„Nach Europa? Ist es möglich, meinst Du es ernst?“

„Ich werde die Reise nach Peshach antreten. Ich muß meine Heimat, Prawly, wiedersehen.“

„Aber Du warst ja seit vierzig Jahren nicht mehr dort. Du erinnerst dich ja kaum mehr, Du wirst dich dort nicht auskennen.“

„Ich mich dort nicht auskennen? In Prawly? Besser wie in der Mottefreet, besser wie auf meiner Nase. Ich bin dort geboren, Tochter,“ sagte er und strich über ihre Haare.

Er war selten so zärtlich mit ihr und sie war ganz gerührt darüber. Es war ihr schon im Vorhinein bange nach ihm.

Tamara war über Aziels beabsichtigte Reise erstaunt. „Werdet ihr wirklich reisen?“ frug sie.

„Was wirst Du dort tun?“ frug Flora dann mangels anderer Argumente.

„Das macht nichts, mein Kind. Ich muß ja nicht zu Fuß hingehen.“

„Aber die russische Polizei wird Dir Schwierigkeiten bereiten.“

„Der Kern einer hohlen Ruß?“ erwiderte Aziel. Flora hatte sich so an seine Methaphern gewöhnt, und wunderte sich stets von neuem, wie ihm so etwas einfallen.

„Gib einem trefenen Gendarmen eine koschere Münze und er wird sich sofort ehersuchtsvoll verbeugen. Es lebe der amerikanische Rubel,“ sagte Aziel.

Sie blickte ihn noch immer erstaunt an und sagte schließlich: „Ich hoffe, Vater, Ihr überlegt es Euch noch.“

„Tamara, reiche mir das Gebetbuch,“ gab der alte Mann brummig zurück.

Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, frug Tamara: „Und Flora, werdet Ihr sie auf die Reise mitnehmen?“

„Wozu? Damit sie sich über unsere dortigen Gebräuche belustige, und man sie „goisches Mädchen“ schimpfen soll? Sie kann hier bleiben und das Haus beaufsichtigen. Ich habe sie, als ich in Prawly war, nicht gekannt und ich will sie auch jetzt nicht dort haben. Ich will mich dort fühlen, wie ich mich einstens dort gefühlt habe. Ich muß die Gräber meiner Eltern wiedersehen, mein Herz verlangt danach,“ sagte er im ernstesten Ton und wandte sich dann den Psalmen zu.

II. Kapitel.

Seitdem Aziel Stroon sich von seinen Geschäften zurückgezogen hatte, ängstigten ihn Todesgedanken. Früher hatte er niemals Zeit gehabt, sich solchen Gedanken hinzugeben. Sein Mehlhandel, seine Bäckerei, seine sonstigen Geschäfte hatten ihn so in Anspruch genommen, daß er an nichts anderes denken konnte. Damals war es nie vorgekommen, daß er an Wochentagen ins Bethaus gekommen wäre. Und selbst an Sabbathen, wenn er, in seinen Talles eingehüllt, seinen Sitz am West Wall eingenommen hatte, verbrachte er die meiste Zeit im Halbschlaf und nichte unbewußt zu des Kantors Improvisationen; oder er hatte schwere innere Kämpfe zu bestehen, um das Mehl seinen Gedanken fern zu halten, denen es anhaftete wie seinem langen Sabbathrod.

Eines Tages war ein neuer Rabbiner angelangt und hatte die Predigt gehalten. Das war zu der Zeit, als Aziel es für gut befunden hatte, seinen Mehlhandel zu verkaufen und sich von den Geschäften zurückzuziehen. Der neue Rabbiner sprach über das Leben der Bösen nach ihrem Tode. Als Aziel dies hörte, fiel es ihm plötzlich schwer auf die Seele, daß er alt und schwach sei. „Ich bin der Sünden so voll, wie eine Melone an Körnern,“ sagte er sich, als er aus der Synagoge schritt. „Du mußt darauf gefaßt sein, abberufen zu werden,“ hatte der Prediger gesagt. Leider war er immer so mit irdischen Dingen beschäftigt gewesen, daß er solchen Taten, die ihm ein Anrecht auf das zukünftige Leben gesichert hätten, wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Und während seine Wertpapiere in er zwischen den Wänden eines eisernen Schrankes ruhten, war seine Seele den Flammen des Scheol ausgekehrt.

Mit einemmale fing er an, sich wieder Pejes und einen langen Bart wachsen zu lassen, und sein Herz, das sich nach den alten Geschäften sehnte und sich über die begangenen Sünden quälte, riet ihm, seine Mußestunden mit Gebeten und Psalmen zu verbringen.

Wie herrlich war es, einen Abschnitt nach dem anderen in der Bibel zu lesen! Und wie gerne erinnerte er sich an den Sing-Sang in seinem Vaterhause — vor vierzig Jahren. Aziel Stroon verstand zwar nicht die Bedeutung der Worte, die er so emsig sang; in seiner Jugend war er kaum mit dem Lesen des Pentateuch fertig geworden, als ihn schon sein Vater zum Flachspinnen in Anspruch nahm. Aber die Melodie der heiligen Worte, die ererbte Betonung und das Bewußtsein, daß es Psalmen sind, brachten es mit sich, daß ihm jedes Wort wie Zucker vorkam. So hatte er es seiner Haushälterin beschrieben.

Aziel Stroon wurde mit jedem Tage frömmere und gottesfürchtiger. Es wurden Gefühle in ihm wach, die ihm seit drei Jahrzehnten fremd waren. Er litt auch an starkem Heimweh.

Es waren fünfunddreißig Jahre vergangen, daß er seine Vaterstadt verlassen hatte und in dem Wirbel des amerikanischen Lebens hatte er seit dreißig Jahren kaum mehr an Prawly gedacht. Jetzt im 58. Lebensjahre begann er plötzlich Sehnsucht nach seiner Vaterstadt zu empfinden.

War es das Feuer seines erwachten religiösen Bewußtseins, das die unterbrochene Kette der Erinnerungen wieder vereinte? So viele wahrhaft fromme Menschen Aziel auch in Amerika antraf, ihm schienen die echte Frömmigkeit und der Begriff des echten Judentums unzertrennlich von Prawly. Während seines ganzen Lebens hatte er das Gefühl nicht los werden können, daß die amerikanische Frömmigkeit sich ebenso von der echten Frömmigkeit unterscheidet, wie der amerikanisch zubereitete Fisch und die amerikanisch gehäuerten Gurken sich von den heimatischen unterscheiden. Trotz seiner großen Begeisterung für Amerika fand er doch, daß diese beiden Artikel unstreitbar besser in der Heimat schmeckten.

(Fortsetzung folgt.)

jedoch sofort auseinandertrieb und den Mißhandelten seinen Schutz angeheißt ließ. Der Vorgang spielte sich gegen 10 Uhr Abends ab, und wenn nicht einige besonnenere Leute den Pöbel von weiteren Ausschreitungen zurückgehalten hätten, wären Requirat und Klatter kaum mit dem Leben davongekommen.

Ein neues „Ritualmord“-Märchen.

Prag. „Glas Naroda“ meldet aus Chochen bei Pardubitz: Hier herrscht große Aufregung in Folge einer Anzeige der 22jährigen Dienstmagd Marie Koszyzna, der Tochter eines Eisenbahnarbeiters, gegen einen hiesigen jüdischen Arbeiter. Das Mädchen behauptete, der Arbeiter habe sie im Schlafe überfallen, narkotisiert und zu rituellen Zwecken mißbraucht. Die Staatsanwaltschaft in Chrudim ließ die Koszyzna sofort durch zwei Aerzte untersuchen, die auf dem Rücken und auf den Armen des Mädchens Flecken fanden, die von Ungeziefer herrühren. In Chochen macht sich eine starke antisemitische Strömung geltend, es kursieren die unsinnigsten Gerüchte und man befürchtet Ausschreitungen. Die Koszyzna wird von ihrer Dienstgeberin als schwachsinzig geschildert.

Feuilleton.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen überetzt.

III. Kapitel.

An einem herrlich schönen Maientag fuhr Asriel Stroon auf einem bäuerlichen Fuhrwerk die Landstraße nach Prawly entlang. Er schien teilnahmslos auf die endlose Reihe von Weidenbäumen zu blicken, die Tätigkeit seiner Sinne schien unterbrochen.

Plötzlich brachte ein frischer Luftzug ihn wieder zu sich und er fing an zu seher, und er sah eine blumige Wiese und er hörte das Zwitschern der Vögel. Er erkannte die gelben Flecken auf der Wiese als Löwenzahn und Butterblumen und erinnerte sich, daß seine Mutter, die den Namen dieser Blumen nicht kannte, sie Tzaktes nannte. Seit fünfunddreißig Jahren hatte er diesen Namen nicht gebraucht und jetzt erinnerte er sich plötzlich wieder dieses Ausdrucks. Und es kam ihm vor, als ob das Zirpen nicht von den Grillen, sondern von der Bewegung der Blumen herrührte.

Seine Seele jauchzte. Er schloß die Augen und überließ sich der angenehmen Liebkoßung des Windes. Seine Sinne verwirrten sich. Er empfand mit einemmal den köstlichen Duft, er vernahm himmlische Töne, eine herrliche Symphonie von Farben und Tönen wirkte auf ihn ein. „Verdienst du das, alter Sünder,“ sagte er zu sich. „Doch still.“

Mit aufmerksam gespannter Neugierde blickte er um sich, zuerst sah er einen gigantischen Brunnenschwengel hoch in der Luft befestigt und dann wanderte sein Blick weiter in die Landschaft. Die Wälder ringsumher schienen ihm wie ein schwarzer Rahmen. Leichte Wölkchen lagerten auf den Bergen. Dort in der Ferne erglänzte ein weißer Silberstreif. Ist es ein Wasser? Asriels Augen blickten wie festgebannt, tausend Erinnerungen stürmen auf ihn ein. Als Asriel das erste Jahr in Amerika weilte, waren alle diese Dinge seinen Träumen vorgeschwebt, wenn er sich der süßen Qual des Heimwehs überließ. Wie ein Traum kam ihm alles vor, die Schatten von fünfunddreißig Jahren waren mit einemmal verschwunden.

Asriel starrte in feierlicher Stimmung vor sich hin. Der Himmel senkte sich, ein unendlicher mit Melodie erfüllter Raum; das Geräusch des bäuerlichen Wagens bildete eine eigenartige Begleitung zu der ganzen Stimmung, zu allem, zu jedem Farbenfleck, zu jedem Ton in der Landschaft.

Er empfand einen Augenblick lang, als ob er sich in eine andere Welt verirrt hätte. Dann begann er, an seiner eigenen

Identität zu zweifeln. „Wer bin ich?“ frug er sich selbst. Und er öffnete und schloß seine Hände, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen.

„Bist du wirklich am Leben?“ frug er sich dann. Mit einemmal erinnerte er sich an Floras Photographie, die er in der Brusttasche trug und er nahm sie heraus und betrachtete sie lange.

Der Wagen bog in eine Seitenstraße ein und der polnische Bauer beugte sich nach vorne und peitschte das Tier zu einer rascheren Gangart auf. Am Horizont erhob sich etwas Graues und trübe Fiedeln stiegen am Himmel auf. Der Wagen rollte abwärts. Asriel war aufgeregt. Er hatte das Gefühl, am Vorabend eines großen Ereignisses zu stehen. Er wußte nicht warum.

Der Wagen kam nur langsam vorwärts. Asriel war ganz verwirrt. Plötzlich — o Herr des Himmels, was erglänzte hier? Wie hieß dieser Bach? „Heißt er nicht Repta?“ frug er den Kutscher.

„Repta,“ antwortete dieser, ohne sich umzuwenden.

„Repta,“ wiederholte er und ein schmerzliches Gefühl beschlich ihn. Wer hat ihn da beim Baden einmal schlag'n wollen? Auf der anderen Seite war es, wo ihm sein Vater nachgejagt war, weil er während der zehn Bußtage zu baden gewagt hat. Er war dabei gefallen und hatte sich damals eine blutige Schramme geschlagen, deren Spuren er noch trug. Und Asriel freute sich, die Schramme berühren zu können. Dann gedachte er seiner alt:n Bekannten. Er würde sicherlich jeden gleich erkennen. Aber ob sie noch alle am Leben waren? Diese Frage quälte ihn.

Asriel richtete seine Augen in die Ferne. Doch halt. Rauch kräuselt sich dort zum Himmel hinauf. Seine Seele überfließt, Schluchzen ersticht seine Brust. „Höre,“ wendet er sich an den Kutscher. „Sluchaj,“ sagt er in jauchzendem Ton auf Polnisch. Dann nennt er ihm die umgebenden Plätze und das Zustimmung des dummen Kutschers dringt ihm in die innerste Seele hinein. Asriel wendet sich hin und her. Seine Unerblichkeit hat den höchsten Grad erreicht, am liebsten wäre er aus dem Wagen herausgesprungen.

In der Ferne sieht man planlose Häuserreihen auftauchen. Sein Herz hüpfst vor Freude. Asriel erkennt jetzt die katholische Kirche. Und weiter entfernt von den übrigen Häusern, was ist das für ein Haus? Ach, das ist der Palast des Edelmannes. Und wie heißt er nur, dieser Adelige? Und da ist eine Mühle, ach, dieselbe Mühle. Und er glaubt, ohnmächtig zu werden.

Endlich beruhigte sich Asriel ein wenig. Ein halbe Stunde später hielt er Einzug in seiner Vaterstadt. Eine feierliche Stimmung hatte sich seiner bemächtigt.

Der Ort hatte sich wenig verändert, das sah er sofort. Jedes Plätzchen schien ihn zu begrüßen und seine Erwiderung für alle diese Grüße war ein wortloses Schweigen. Er sah Dinge wieder, die seinem Gedächtnis schon verschwunden waren, und der Anblick dieser ergriff ihn mehr, als jener, die er zu sehen erwartet hatte. Doch in mancher Beziehung fühlte er sich enttäuscht. War das die Synagogengasse? Es waren noch immer so viele Pflücker auf der Gasse wie ehemals. Da war eine Auer, deren er sich auch noch ganz gut erinnerte. Nur schien sie ihm jetzt eine andere Richtung zu haben. Was früher die Breite war, ging jetzt in die Länge.

Und da war Leiser Poizners Gasthaus. Aber wie baufällig es geworden war! Asriels Herz empfand einen Schmerz wie beim Anblick eines vorzeitig gealterten Freundes. Dort sah er ein Haus, in dem er gar oft gewohnt und an dessen Zimmer er sich noch erinnerte. Und da war ja der Marktplatz und die Kirche mit dem Pfarrhaus daneben. Die spärliche Reihe der Hütten am Flußufer, die Holzbrücke, die Gerberei — alles wie er es verlassen. Und trotzdem hatten die Gegenstände etwas Fremdes an sich. Es war das alte Prawly und war es nicht. Oder vielmehr, es war das liebe, alte Prawly und es war

etwas dazu gekommen, was Aziel jetzt anstarrte. Es waren die fünfundsiebzig Jahre, die über der Stadt lagerten.

Aziel Stroon empfand wie Azielke „Dreizehn“ empfunden hatte. Das war der Spottname seiner Knabenzeit gewesen. Doch jetzt erinnerte er sich wieder, daß er Hausbesitzer der Mottefreet sei, und er war nun der Fremde in seiner Vaterstadt. Ja, er hätte ja alles kaufen können, was da zu sehen war! Er könnte alle reichen Männer dieses Ortes in den Schatten stellen! Und er erinnerte sich, daß es eine Zeit gab, wo er der Ärmste dieses Städtchens gewesen. Das war ein Triumph! He! Wo sind Eure Mächtigen von jener Zeit? Bora Latofky, Reb Lippe, Reb Nachum? Ob sie wohl noch am Leben sind? Fünfundsiebzig Jahre sind es her, daß Aziel es als eine Ehre betrachtet hatte, ihnen am Laubhüttenfest den Palmenzweig zu reichen. Und jetzt?! Heraus mit Euren Börsen, Ihr Stolzen, messet Euer Vermögen mit dem Aziels, des Hechlers, wenn Ihr es wagen könntet. Sein Herz schwoh frohlockend. Ach und doch! Der Teufel hol's, etwas nagte und schmerzte Aziels Herz. Er blickte Prawly an und seine Seele trauert um Prawly, um das vor fünfundsiebzig Jahren, in dem er bekannt war als ein übermütiger, streitsüchtiger Handwerker, als ein armer Teufel, der von Schwarzbrot und Hering lebte.

Mit den bekannten Menschen aus seiner Jugendzeit ging es ihm etwas anders, als mit dem leblosen Prawly. Wenn er mit ihnen sprach, erinnerte er sich und es waren manche jüngere Leute da, in deren Gesichtern er ihre Eltern erkannte. Aber manches Gesicht war schwer zu erkennen.

„Schmulke!“ schrie er plötzlich auf, als er eines alten Mannes ansichtig wurde, den er erst vor einigen Monaten gesehen zu haben glaubte. Aber Schmulke war nicht mehr der fröhliche, junge Bursche von ehedem. Er hatte einen weißen Bart und sah verfallen aus. Aber wie stark Aziels Herz klopfte! Die fieberhafte Tätigkeit, die er während der fünfundsiebzig Jahre, da er nicht in seiner Heimat war, entwickelte, hatte ihn gegen den Schritt der Zeit unempfindlich gemacht. Kürzlich hatte er zu seinem Erstaunen gehört, daß die Worte „alter Mann“ auf ihn angewendet wurden. Aber damals war ihm die schreckliche Tatsache nicht mit so grausamer Klarheit, nicht mit so überzeugender Kraft vor Augen getreten, wie jetzt durch Schmulkes Anblick. Und Schmulke ward ihm zum Spiegel.

„Schmulke, Engel des Todes!“ rief er aus (es war ihm unwillkürlich dessen Spottname in Erinnerung gekommen) und sank dem einstigen Jugendfreund um den Hals.

Schmulke war verlegen. Es war ihm der längst vergessene Spitzname jetzt unangenehm und er hätte sich von dieser Umarmung am liebsten befreit; aber Aziel war der Stärkere von beiden und er hörte nicht auf, ihn an sich zu drücken, ihn zu umarmen, zu lieblosen.

Dann erblickte er Tante Sarah Rachel, die Aziel als nicht mehr junge, doch tätige, kluge Geschäftsfrau verlassen hatte und die er nun als einen alten Weinerhaufer und lundisch geworden wieder fand.

„Kennt Ihr mich denn nicht mehr, Tante?“ fragte er sie.

Sie antwortete ihm nicht und bewegte nur murrend die Lippen. „Ist es denn möglich, daß Ihr Azielke nicht mehr erkennt, Aziel, der Euch so oft Weintrauben aus dem Laden gestohlen hat?“

„Sie versteht überhaupt nichts mehr,“ flüsterte Aziel voll Verzweiflung. (Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Sitzungsbericht der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse: Band CLIII, VI.

Das Schriftwort in der rabbinischen Literatur. Prolegomena von Dr. B. Aptowizer. (Vorgelegt in der Sitzung am 14. März 1906.) In Kommission bei Alfred Hölder l. u. f. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Wien 1906.

Briefkasten.

Neibetifer. Nun endlich ist die Befreiung Deutschlands vom jüdischen Joche gelungen, die große Tat ist geschehen. Im Bade Sauerbrunn hat die Direktion das Tragen des Kastans in den Kuranlagen verboten. Botans Einange hat schon längst zornig auf diesen langen, unbeschnittenen Rock der Beschnittenen geblickt. Bis jetzt hat zwar der Grundhah gegolten, daß man sich auf eigene Faust und Verantwortung ganz nach Belieben anziehen konnte und wenn es nicht recht war, der konnte — es sich anders machen. Kleiderordnungen hat es nur zuammen mit dem Faustrecht des Mittelalters gegeben. Außerdem braucht niemand jemanden anzuschauen, der ihm nicht gefällt. Ob einem ein polnischer Jude in seidenen Kasan mit Bajes besser gefällt oder ein dicker Kurdirektor mit Smoking und Glage ist vollständig Geschmackache. Um die löbliche Direktion kennen zu lernen, oder zu einem sonstigen Vergnügen sind die polnischen Juden in den Kurort nicht gekommen und es ist neben der Erbärmlichkeit und Dummheit auch noch eine erbärmliche Feigheit, arme kranke Menschen, die sich nicht helfen können, zu molestieren. Den Herrn Kurdirektor kann es einen Pfifferling kümmern, ob ein langer Rock Leberzieher heißt oder Kasan. Unter einem Leberzieher, welcher von der Kurtagge polnischer Juden bezahlt worden ist, steht sehr oft ein aufgeblähter Dummkopf, was bei einem Kasan so ziemlich ausgeschlossen ist.

Wigling. „Da die christlich-sozialen Diebe eine äußerst seltene Spezies sind“ — so zu lesen im „Deutschen Volksblatt“ anlässlich der Defraudation des christlich-sozialen Sekretärs einer Krankenkassa. Wie sich der Obligationenbesitzer die Selteneität vorstellt! Alljährlich machen die Wiener Antijemiten gruppenweise Ausflüge in die Strafanstalt Stein, bei welcher die Rückkehr erst nach Monaten erfolgt. Wer von ihnen ein Kassennamt besitzt, dem wachen während der Amtsstunden die Finger. Der Prozeß der Landreisebahnbeamten war die vorliegende Kraftprobe christlich-sozialer Ehrlichkeit und es wird dafür gefordert, daß die parteimäßige Defraudationsordnung regelmäßig eingehalten wird. Die unendlichen Fälle christlich-sozialer Diebereien hält Herr Bergant für selten; im selben Sinne ist das „Deutsche Volksblatt“ selten verlogen, selten betrügerisch, selten schwindelhaft.

S. B. Die christlich-sozialen Blätter werden nun bald das tausendmalige Jubiläum der tausendmal nachgewiesenen Lüge feiern, daß die russische Revolution ein ausschließliches Werk der Juden ist. Da setzt sich so ein gesinnungsloser Tintenfaß her, spürt seine Phantasie durch Aussicht auf Zeilenhonorar an und füllt den Raum zwischen Odessa und Warschau mit erlogenen jüdischen Moritaten an, wonach er sich stolz „Spezialkorrespondent aus Petersburg“ unterschreibt. Es wundert uns nur, daß er nicht auch schreibt „die Bomben wurden nur aus jüdisch-religiösen Gründen geworfen und die Nihilisten seien eigentlich nur verkappte Ritualmörder. Ueberhaupt findet der ganze russische Freiheitskampf keine Gnade vor den Augen der antijemischen Zuhälter des Feudalismus und Merkantilismus, die von dem Geide aus Schlössern und Klöstern unterstützt werden, weil sie sich bestreben, die Zeit zurückzuführen, wo der Küster in der Schule mehr bedeutet als der Lehrer und der Korporal mit dem Gastinger die Bürgerchaft regiert.

Rathaus. Sie fragen, wie es kommt, daß niemand von der Stadtvertretung bei der feierlichen Uebergabe der Bernhard Vollofschen Kinderpavillons anwesend war, obwohl dadurch dem auch von Lueger sehr beklagten Spitalmangel in Wien mit riesigen Mitteln bedeutend abgeholfen wurde. Eine Kritik über den Zustand der Christlich-Sozialen wollen wir nicht erst einleiten, weil das Resultat bei jedermann feststeht. Vielleicht hätte man Vertreter geschickt, wenn man ein Irrenhaus gebaut hätte, — das wäre dann eine Parteiangelegenheit gewesen.

Emil Reuviel. Ueber die Anstalt in Beljucz, Komitat Gömör, welche uns unbekannt ist, konnten wir eine Auskunft nicht erhalten.

Ge. M. Das katholische Zentrum im Deutschen Reich hat keine so starke antijemische Note wie unsere Klerikalen, und die stärksten Antijemiten darin zählen zu den Ausnahmen. Äußerungen der Toleranz gab es auf dem Katholikentage in Gießen genug und sie dürfen geglaubt werden. Das ist eben die Frucht der Stellung als Minorität in protestantischem Gebiete und der Erkenntnis, daß die Freiheit aller die Freiheit der einzelnen Konfessionen bedeutet.

F. L. IV. Bez Der Mann im jüdischen Gastend von London war kein Wunderrabbi sondern ein ganz gewöhnlicher Betrüger, der mit Erfolg auf den Aberglauben der Leute spezialisierte, Liebesstränke verkaufte und hypnotisierte. Er erhielt seine wohlverdiente Abstrafung von den ordentlichen Gerichten.

Jüdisch akad. Verbindung „Zvria“.

Kommissionen!

Seit langem ist sich die zionistische Studentenschaft der Aufgaben bewußt, die ihrer gemeinsamen Arbeit harren, seit langem ihrer Pflicht, durch stramme Organisation ihre drachliegende Kraft zu heben. Neue, in das jüdische Volksleben tief eingreifende Ereignisse haben zumal die mährisch-schlesische Studentenschaft vor neue Aufgaben gestellt. Verucht doch die zionistische Organisation Mährens und Schlesiens zum allergrößten Teile auf studentischen Korporationen. Deshalb sieht sich die jüd.-akad. Verbindung „Zvria“—Wien veranlaßt, für Samstag den 8. September d. J., 11 Uhr vormittags, im Straßmannschen Bräuhausjaale nach Mährisch-Strau eine

von Sr. Majestät gespendeten Medaille für 25jährige Tätigkeit statt. Unter 12 Dekorierten von Kirchberg am Wechsel befand sich auch Herr Max **Daniel**, Kaufmann in Kirchberg. Herr Daniel gehört der dortigen Feuerwehr seit der Gründung 1873, das ist 33 Jahre, ununterbrochen an. 1903 erhielt derselbe, wie auch die anderen ein Ehrendiplom für 30jährige Tätigkeit vom Niederösterreichischen Feuerwehrverband. Der Bezirkshauptmann hielt an die Beteiligten eine längere entsprechende Ansprache, reichte jedem der Dekorierten die Hand und übergab jedem derselben persönlich die Medaille. Dieselben wurden bei ihrer Nachhausekunft mit Musik empfangen und wurde ihnen ein Fackelzug dargebracht.

Teltsh. Sonntag den 26. August fand hier in den Lokalitäten der israelitischen Kultusgemeinde ein jüdischer Familienabend statt, welcher von der hiesigen jüdischen Jugend veranstaltet wurde. Nachdem Herr D. Hahn die Anwesenden herzlich begrüßt hatte, wurde ein gemischter Chor unter der Leitung des Herrn A. Freud vorgelesen. Hierauf rezitierten sehr hübsch die Herren E. Fischer, J. Patel und B. Stein Gedichte jung-jüdischen Inhaltes. Vielen Beifall erntete Herr Tierarzt Fleischer aus Jamnitz mit seinem selbstverfaßten Gedichte „Ein Zionslied“. Die Leitung des heiteren Teiles lag in den Händen des Herrn E. Pollack, welcher sich in trefflicher Weise dieser Aufgabe entledigte. Fräulein B. Freud zeigte ihre prächtigen Stimmittel in zwei Sologesängen. Das Programm schloß mit dem Lustspiele „Er ist nicht eifersüchtig“, welches von Fräulein Mizzi Stein einstudiert, unter Mitwirkung des Fräulein E. Freud und der Herren A. Patel, E. Pollack und A. Freud vollen Erfolg erzielte, worauf Herr J. Spitzer die Schlußrede hielt. Zu vermerken sind noch die Klavierkonzerte der Fräulein A. Bondy, M. Taussig und E. Stein und des Herrn E. Fisch.

Musterlitz. Der Gemeinderat der politischen Judengemeinde faßte am 8. Juli l. J. den Beschluß, Herrn Bürgermeister Heinrich **Fleisch** ob seiner Verdienste um die politische Judengemeinde im allgemeinen und insbesondere für den in jüngster Zeit gegen die Stadtgemeinde mit Erfolg geführten Prozeß beim Verwaltungsgerichtshofe zum Ehrenbürger der politischen Judengemeinde zu ernennen. Aus diesem Anlasse begaben sich Samstag den 18. August l. J. nach dem Gottesdienst der gesamte Gemeindeauschuß und Mitglieder des Kultusvorstandes in die Wohnung des Bürgermeisters, um demselben das Ehrendiplom zu überbringen. Namens des Gemeindeauschusses hielt Herr Bernhard Jarolim, Mitglied des Bezirkschulrates eine äußerst herzliche Ansprache, in der er die Verdienste des Bürgermeisters Fleisch um die Erhaltung der politischen Judengemeinde würdigte. Gleichzeitig dankte Herr Jarolim der Gemahlin des Bürgermeisters für die beim Verwaltungsgerichtshofe eingebrachte Reklamation. Hierauf hob Herr Schulleiter Lazar Schönbrunn die Verdienste des Bürgermeisters um die Erhaltung der Schule hervor. Herr Bürgermeister Fleisch dankte in seinem sowie im Namen seiner Gattin für die Ehrung und versprach, auch fernerhin alle seine Kräfte in den Dienst der Gemeinde zu stellen. Mit einem Hoch auf den Bürgermeister schloß die Feier.

Klattau. Am 27. August wurde Herr Salomon Löwy, Brauereibesitzer, unter zahlreicher Begleitung zu Grabe getragen. Wir verlieren ein treues Mitglied unserer Kultusgemeinde. Der Verstorbene war von Jugend an ein vorzüglicher Talmudist, ein höchst kluger und in die Ferne schauender Mann. Es versteht sich von selbst, daß ihm am Begräbnistage alle jene Ehren zuteil wurden, die einem Manne seines Wissens und seiner besonderen Eigenschaften gebühren. Die löbliche Kultusgemeinde mit ihrem Kultusvorstande Herrn Dr. Fleischer und alle sonstigen israelitischen Vereine in Klattau waren vertreten; auch Vertreter der Stadtgemeinde und der Obrigkeit waren erschienen, um den Verbliebenen die letzte Ehre zu erweisen. Am Grabe sprach Se. Ehrwürden Herr Rabbiner Dr. Bret wohlbedachte Worte des Trostes. Sein Sohn, Herr Franz Vanner spendete aus Anlaß des Hinscheidens seines geliebten Vaters 200 Kronen für die hiesigen jüdischen Armen, 200 Kronen für die Armen katholischen Glaubens; mit den Franzpenden

wurden Arme und auch der israelitische Lehrerverein in Böhmen mit 25 Kronen bedacht. Wie ferner mitgeteilt wird, soll ein Stipendium für israelitische Schüler am hiesigen k. k. Realgymnasium freier werden.

Klattau. Vor einigen Tagen wurde hier Frau Franziska Steiner, die Mutter des Wiener Religionslehrers Herrn Siegmund Steiner und seiner fünf wackeren Brüder, unter sehr großer Teilnahme aller Bevölkerungsschichten beerdigt. Die Verbliebene, eine woltätige und gottesfürchtige Frau, hatte das 87. Lebensjahr erreicht.

Köstel. Sonntag den 2. September 1906 hat sich die Tochter des Herrn Moriz Spitz, Fräulein Adele Spitz, mit Herrn Wilhelm Halpern aus Wien verlobt.

Eger. Am verfloffenen Samstag beging die Gemeinde eine erhebende Feier, und zwar den Abschied unseres allverehrten Oberkantors Herrn Samuel Popper, welcher an diesem Tage wegen hohen Alters sein Amt als Oberantor und Religionslehrer in unserer Gemeinde niederlegte. Herr Popper wehte sich schon in jungen Jahren dem Dienste des Herrn und zwar trat er im Jahre 1859 den Pflichten eines Kantors und Religionslehrers an der öffentlichen Schule in Rutenplan bei Marienbad an, woielbst er bis Oktober des Jahres 1873 in beiden Eigenschaften wirkte. Von da erging an ihn der Ruf als Oberantor und Religionslehrer nach Eger, wo er bis zum Jahre 1897 auch als Seelsorger segensreich amtierte; um diese Zeit erhielt er von der Regierung die Verdienstmedaille für 40jähriges Wirken. Herr Popper hat sich die Wertschätzung und Verehrung der ganzen Gemeinde durch sein friedliebendes Wesen erworben, was auch beim Abschiede zum Ausdruck kam. Zu diesem Anlasse wurde der Sabbat-Gottesdienst überaus feierlich begangen. Am Vorabend gelebte unter neuer Oberantor, Herr Armin Wilkowitzch den Gottesdienst mit Chor- und Orgelbegleitung und erregte mit seinem Vortrag neuerlich allgemeinen Beifall. In der Predigt würdigte Se. Ehrwürden Herr Dr. Brokuis in schwingvollen Worten die langjährige, verdienstvolle Tätigkeit des ehrwürdigen Funktionärs und entbot gleichzeitig seinem Nachfolger Herrn Armin Wilkowitzch den Willkommenruß, welcher den Scheidenden zu Ehren einen Mischebrach verfaßt hatte und selben zum Vortrag brachte. Nach Abschluß des Gottesdienstes verfügte sich der Kultusvorstand unter Führung des Vorstehers Herrn J. Zudermann in die Wohnung des Herrn Popper, um ihm den Abschiedsgruß der Gemeinde und eine Huldigungsadresse darzubieten.

Ungarisch-Ditra. Einen schweren Verlust erlitt unsere Gemeinde durch das Ableben des seit 45 Jahren im Gemeindedienste stehenden Kultusbeamten Bernhard Fischel, der am 30. August in Erfüllung seiner Pflicht auf seinem Dienstwege zum Friedhofe bewußtlos zusammenbrach und nicht mehr zum Leben zu erwecken war. Das am 2. d. M. stattgefundene Leichenbegängnis zeugte von der außergewöhnlichen Wertschätzung und Achtung, die dieser Mann trotz seiner untergeordneten Stellung sich bei jedermann, nicht bloß bei Gemeindegliedern und Glaubensgenossen, zu erwerben verstanden hat. In einer unmittelbar nach dem Leichenbegängnisse abgehaltenen Sitzung beschloß der Ausschuß, seiner Trauer über das Hinscheiden dieses stets pflichteifrigen, treuen und der Gemeinde ergebenden Beamten ein otokollarisch Ausdruck zu verleihen, ihm eine „Haszarah“ zu bewilligen und für die Aufstellung eines würdigen Grabsteines Sorge zu tragen.

Soborten. (Goldene Hochzeit.) Der Industrielle Herr Moses Bloch, Seniorchef der Firma M. Blochs Söhne, ehemaliger langjähriger Vorsteher der hiesigen Kultusgemeinde, feiert am ersten Tage Rosch-Haschana mit seiner Gemahlin Babette Bloch, geborene Kantor, das Fest ihrer 50jährigen ehelichen Verbindung. Das noch rüstige goldene Jubelpaar gedenkt, wie wir vernehmen, die seltene Feier in stiller Zurückgezogenheit durch Wohltätigkeitsakte zu begehen.

Ugram. Der Oberrabbiner unserer Kultusgemeinde Herr Dr. Hosa Jacobi wurde von Sr. Majestät in Anerkennung seiner Verdienste auf dem Gebiete des Kultus und Unterrichtes mit der Verleihung des Franz-Joseph-Ordens ausgezeichnet.

Breslau. (Trauung.) Mittwoch den 12. September l. J. findet in Breslau die Trauung des Fräuleins Grete Lauterbach, Tochter des Herrn Zsibor Lauterbach, mit Herrn Alfons Grünwald statt.

Feuilleton.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen überlegt.

IV. Kapitel.

Es war Sabbat. Der erste Sabbat, seit Aziel in dem Städtchen zu Besuch weilte, und der Tag war ganz danach angetan, in dem friedlichen Städtchen ein unvergesslicher Tag zu werden.

In der Synagoge, beim Morgengottesdienst war Aziel nicht der einzige Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Blicke, die durch die Guckfenster der Frauenabteilung kamen, waren durch einen viel jüngeren Gast aus einem Dörfchen der Umgebung magnetisch angezogen. Reb Lippe, der reichste Mann des Ortes, war nämlich gerade im Begriffe, seine Tochter an einen Aziel (ein Wunder an Talmud-Gelchrtheit) zu verloben, und dieser junge Mann war es, auf den die versammelte Gemeinde voll Neugierde blickte. Und Reb Lippe war mit ihm gekommen, um mit ihm zu prahlen und die Mitgift von 25.000 Rubeln wollte er vor der Gemeinde ausstellen.

Der Bräutigam galt, trotzdem er erst 19 Jahre alt war, als ein Wunder an Scharfsinn und Gedächtniskraft. Keiner der feinen Rabbinerköpfe der ganzen Umgebung hätte es mit ihm aufgenommen; sagte man doch von ihm, daß er einige tausend talmudistischer Folios auswendig wisse, sozusagen im kleinen Finger habe. Das heißt, wenn man den Finger auf ein Wort einer beliebigen Seite eines Bandes gelegt hätte, so hätte dieser gelehrte Wunderknabe sicherlich das Wort gewußt. Da wir noch die Bekanntschaft dieses Jünglings pflegen müssen, so sei erwähnt, daß sein Aussehen ein knabenhaftes war und daß sein bleiches, blauäugiges Gesicht das beste Pendant zu dem bekannten semitischen Porträt Lord Pynons gewesen wäre. Seine Bewunderer beklagten nur seinen Mangel an Gelassenheit. Während er in Prawly zu Besuch weilte, soll er sich damit belustigt haben, einem Schwein Schnupftabak verabreicht zu haben; auch hatte er mit viel jüngeren Burischen ein Wettrennen veranstaltet.

Seine Verlobung mit Reb Lippes Tochter war jedoch noch der Gegenstand von Unterhandlungen und man munkelte in der Stadt, daß noch ernste Hindernisse beständen. Die Verwandten dieses Wunders an Gelchrtheit hatten wohl an Reb Lippes Stammvater nichts auszusetzen, auch waren sie mit dessen sozialem Rang einverstanden, aber sie glaubten, daß ihr Knabe in eine noch wohlhabendere Familie einheiraten könnte, daß er auch ein hübscheres Mädchen bekommen sollte. Nichtsdestoweniger tat Reb Lippe im Tempel, als ob die Verlobung eine beschlossene Sache sei und er behielt den Jüngling an seiner Seite, seinen Sitz neben dem des Rabbiners, der nächst der heiligen Lade gelegen war.

Aziel hatte man als einem Fremden, der wegen seines Reichthums hochgeschätzt wurde, auch einen Ehrensitz auf der anderen Seite der Geseßlade angewiesen. Ehe er sein Vaterland verlassen, hatte er im Tempel seinen Sitz neben der Tür eingenommen — ein Umstand, der Reb Lippe noch frisch in Erinnerung war. Reb Lippe war erbozt, daß die Aufmerksamkeit von dem Wunderknaben und dessen Käufer abgelenkt wurde. Zwar war Reb Lippe ein zu stolzer Mann, als daß er einen simplen Farmer viel Aufmerksamkeit geschenkt hätte — möge dieser noch so viel amerikanisches Gold für seinen Vorrang spenden. Als jedoch der Vorsteher den Vorschlag machte, daß man dem Amerikaner die Verlesung des dritten Abschnittes aus dem Pentateuch (Schelisch) überlassen solle — die höchste Ehre, mit dem Lesen der Geseße verbunden (und wofür der Rabob sicherlich eine schöne Spende für den Tempel gegeben hätte) — verwandelte sich die scheinbare Ruhe Reb Lippes in Born.

„Lasset Schelisch zur Versteigerung gelangen,“ stieß er hervor.

Es war dies ein seltener Vorgang an einem gewöhnlichen Sabbat. Aber Reb Lippes Willen war Geseß; so entscheidend und unwiderstehlich wie das Geseß Moses, mit dem es jetzt verwickelt war. Und so wurden die Anwesenden in einen Geldkampf verwickelt.

„Fünf Rubel zum Dritten!“ schrie der verrunzelte, kleine Tempeldiener in dem gewöhnlichen Sing-Sang, der so gut zu seinem schwarzen Bart paßte, vom Lesepult aus. Eigentlich ist eine geschäftliche Verhandlung an einem Samstag nicht gestattet, auch sogar, wenn das Gotteshaus allein den Nutzen aus dieser davon trägt.

„Sechs Rubel zum Dritten!“ kam es als Deutung eines finsternen Blickes von Reb Lippe.

Ein verächtliches Aufwerfen von Aziels Kopf wurde so gedeutet, daß man noch einen Rubel zu der Summe warf. Zwei andere Mitglieder gaben dem Auktionär Zeichen und über seiner Aufgabe wärmer werdend, rief er mit Lust: „Acht Rubel zum Dritten!“

Dann kam es rasch: „Neun Rubel zum Dritten! Elf, zwölf, dreizehn, vierzehn Rubel zum Dritten!“

Die anderen Beteiligten fiel einer nach dem anderen ab und als die Summe sechzig Gulden erreicht hatte, war das Feld Reb Lippe und Aziel allein überlassen.

Die Gemeinde war wie gebannt. Einige gafften mit offenem Mund, andere mit einfüchtigem Augenaufreißen und neugierigem Staunen, aber alle mit gespanntem Interesse in den Augen. Man reckte seinen Hals in der Richtung der beiden Kämpfenden.

Der Aziel hatte sich von seinem Sitz auf einen anderen Platz begeben, von dem aus er das Ganze besser beobachten konnte. Sein Onkel winkte ihm wiederholt zurück, aber die Sache interessierte ihn zu sehr, und der Fortschritt der Auktion war ihm jetzt das Wichtigste.

„Siebzig Rubel zum Dritten!“ Einundsiebzig, Zweiundsiebzig, dreiundsiebzig, 4, 5, 6, 7, 8, neunundsiebzig Rubel zum Dritten!“

Das Scharmügel wurde heiß und heißer. Man muß gestehen, daß, soweit man bei der lautlosen Anteilnahme urteilen konnte, Aziel gegen seinen Gegner im Vorteil war, denn selbst die zuverlässigsten Anhänger Reb Lippes freuten sich zu sehen, daß es noch reichere Leute als er auf der Welt gäbe.

Auch die Frauen nahmen an der Aufregung teil. Die wenigen Glücklichen, die das Fenster mit funkelnden Augen besetzt hielten, starrten an die anderen Bericht ab und riefen große Aufregung mit ihren Schilderungen hervor. Das ganze geschah einem Kampfe.

Der dritte Abschnitt brachte gerade achtundachtzig Rubel. Aziel war überzeugt, daß er das letzte Angebot behalten werde und daß die Ehre und die gute Tat ihm gehören würden. Als es jedoch zum Lesen kam und der dritte Abschnitt an der Reihe war, wurde Reb Lippes Name aufgerufen.

Aziel war verblüfft.

„Halt! So geht das nicht!“ donnerte er und fühlte sich plötzlich als amerikanischer Bürger. „Ich habe es gekauft und somit gehört es mir.“

Sein Gesicht war feuerrot und seine Augen brannten.

Gemurmelt erhob sich im Saale. Alle Lesepulte wurden aufgestellt und Reb Lippe begab sich im Glanze seines mit Goldspitzen besetzten Betisches und dem fließenden Silber seines langen Bartes zu der Lesestelle hin und hatte die Empfindung, als ob der Ausbruch gegen Aziel nur eine Huldigung für ihn selbst bedeuten würde. Er hatte in seinem Gesichte die Schlaueheit eines Fuchses, die Eitelkeit eines Pjanes und die Sentimentalität einer Frau ausgeprägt. Viele der Anwesenden billigten diesen Vorgang nicht, aber das imponierende Auftreten Reb Lippes beeinflusste sie zu sehr, als daß sie es gewagt hätten, ihrer Meinung Ausdruck zu geben. Nur der Aziel sprach seine Ansicht aus.

„Warum, ich denke der andere Mann war der Letzte, der angeboten hat; krank soll ich werden, wenn er es nicht war,“ sagte das Enfant terrible mit vernehmbarer Stimme, trotzdem ihm sein Onkel unaufhörlich zurief: „Still! Still! Still!“

„Wird es wirklich er sein?“ frug Aziel und schlug alle Opposition mit seiner Stimme nieder.

„Meinet eine andere Ziege! Mir werdet Ihr diesen Streich nicht spielen! Ich hatte das letzte Anbot. Pah! ich kann hundert, zweihundert, fünfhundert geben. Ich kann ganz Prawly kaufen, wenn es mir belieben möchte, und Reb Lippe und seine Goldspitze dazu und alles.“ Er machte eine heftige Bewegung gegen jene Stelle hin, als ob er durch Gewalt den

dritten Abschnitt an sich reißen wollte. Aber der, welcher diesen Ausfall hervorgerufen hatte, hielt ihn zurück.

„Ist das hier ein Marktplatz?“ schrie der zweite Vorsteher mit sichtlich er Entrüstung.

„Schließt diesem Eingewanderten den Mund!“ rief ein anderer im Zorn.

„Hinaus mit ihm,“ gestellte ein dritter.

„Wenn er sich an einem heiligen Orte nicht benehmen kann, so soll er in Amerika bleiben,“ sagte wieder ein anderer.

Aber dieses Wort hatte die beste Wirkung. Es erinnerte Aziel daran, daß er ein Fremder hier sei.

Im selben Augenblicke sah er das leidende Gesicht des alten Rabbi neben sich, der ihn beim Arm nahm und ihn bat, den Sabbat nicht zu stören.

Ob nun der Irrtum auf Seite Aziels war oder auf jener des Auktionärs, oder ob absichtlich ein falsches Spiel getrieben worden war, ist unbekannt. Aber Aziel gab nach und setzte sich auf das Pult, um den Rest der Verlesung des Pentateuch anzuhören. Doch der Sturm der Rache wütete in seinem Innern und nahm ihn zu sehr gefangen, als daß er die Verlesung hätte verfolgen können.

Der leichte Erfolg seiner Ermahnung veranlaßte den Rabbi, zu Aziel zurückzugehen.

„Ich kannte Deinen Vater, Friede über ihn. Er war ein rechtschaffener Jude,“ sagte er zu Aziel mit zitternder Stimme. „Gehorche mir, mein Sohn, ersteige die Stelle und leiste der Gemeinde eine öffentliche Abbitte. Der Allerhöchste, gesegnet sei er, wird Euch helfen.“

Des Rabbis Bitte rührte Aziel zu Tränen und erfüllt von tiefer Demut begab er sich auf die Kanzel und sagte in seiner ungezwungenen, schroffen Art:

„Nehmet es mir nicht übel! Ich hatte nicht die Absicht, jemanden zu beleidigen, obgleich dieses Vorgehen nicht richtig war. Ich spende zweihundert Rubel. Und lasset den Kantor „Gott ist voll Gnade“ (El mole rachmim) singen.“

Es war eine ganz neue Art Beisteuer anzukündigen und die Entschuldigungsrede übte eine halb ärgerliche, halb amuzante Wirkung auf die Andächtigen aus, aber die Größe der gespendeten Summe brachte allen Zorn und alle feindlichen Gefühle zum Schweigen.

Als die Verlesung beendet war und die Rollen zurückgebracht wurden, nahm der Kantor seinen Platz auf dem Omed ein und sang ein eiliges Halb-Kadisch. Und saget „Amen“ schloß er kurz und versiel mit allen Zuhörern in ein plötzliches Stillschweigen. Mit tief herabgeneigten Köpfen und den Körpern hin und herneigend, einige mit gut gespielter Ehrfurcht, die anderen voll religiöser Inbrunst, sangen diese zwei bis dreihundert Männer einen Chorus, das feierliche Gebet des Mussaf. Sie und da hörte man einen Seufzer aus dem monotonen Gemurmel heraus; einige Hände fuhren in einem Ausbruch der Ekstase die Höhe, Schluchzen war aus einem Winkel zu vernehmen und ein klägliches Gemurmel aus der Frauenabteilung ertönte. Der Wunderknabe bewegte mit geschlossenen Augen und ungeheuchelter Verzückung seine Lippen im Gebete, als ob er nicht wagen würde, die Heiligen Worte laut auszusprechen. Aziel neigte seinen Körper hin und her. Sein Gesicht hatte einen tief zerknirschten Ausdruck. Sein dünner Bart bewegte sich komisch zu seiner flüsternden Intonation. Er wußte nicht, was seine Lippen sprachen, aber seine Seele ergoß sich vor dem Himmel, sein Herz brach und ein zurückhaltendes Schluchzen löste seine Reue aus.

Endlich waren die stillen Gebete zu Ende und einer nach dem anderen verließ das Gotteshaus. Nur drei Männer waren noch in ihre Gebete vertieft; der Rabbi, Reb Lippe und Aziel.

Als Aziel aus der Synagoge schritt, kam ihm Prawly verändert vor. Es war, als ob die Stadt, während er gebetet und gekämpft hatte, einem Prozeß unterlegen gewesen wäre. Die Poesie der fünfundsiebzigjährigen Trennung war auf einmal wie versflogen. Es war nichts anderes als ein bettlerhaftes, schmutziges Nest. Aziel hatte nicht die Empfindung, daß er so lange fort gewesen war und er war dieses Ortes plöglich

sterbensmüde und eine starke, tiefe Sehnsucht nach seinem Amerika quoll in ihm auf. Nur ein Gefühl hielt ihn noch hier; er wollte ihnen zeigen, wer Aziel ist und wer sie sind. Es war das Gefühl seines finanziellen Triumphes, das ihn aufrecht erhielt.

Dem Nachmittag-Gottesdienst war eine Predigt vorgegangen. Der Stadtprediger entnahm seinen Stoff wie gewöhnlich dem Abschnitt, der am Vormittag zur Verlesung gelangt war. Und er war bemüht, diesen seinen Text zur Basis seiner Ausführungen zu machen, die darin gipfelten, daß es ein gutes, gottgefälliges Werk sei, jemanden einen Schwiegersohn zu verschaffen, der ein Gelehrter der heiligen Gesetze sei.

„Es ist ein bekannter Ausspruch“, sagte er, „daß ein Vater bereit sein soll, Alles zu verkaufen, um seine Tochter an einen Scholaren, einen Talmudgelehrten zu verheiraten. Andererseits ist es, als vertraue man sein Kind einem Löwen an, wenn man sie mit einem Am haarez verheiratet. In dem Abschnitt Berachath lesen wir, daß es einem Gott dargebrachten Opfer gleicht, wenn man einen ernstesten Studien obliegenden Scholaren an seinem Besitz Anteil nehmen läßt. Und einem solchen Studierenden Wein geben, ist nach der Abhandlung „Sota“ gleichwertig, wie ihn am Altar ausgießen.“

Die Blicke Reb Lippes und des jungen Talmudgelehrten trafen sich.

Der Prediger führte sein Thema noch weiter durch allerlei Zitate aus dem Talmud aus und kam schließlich zu dem Schluß, daß die Ausübung der erwähnten heiligen Handlung geradezu eine Bedingung sei, um sich im Eden einen Platz zu sichern.

Das alles war wieder danach angetan, um Aziel mit Furcht vor dem zukünftigen Leben zu erfüllen. Daneben schlich ein erbitterter Neid gegen Reb Lippe in sein Herz. Er kam aus der Synagoge in äußerst gedrückter Stimmung in den Gasthof zurück, wo er sich in ein Gespräch mit dem Wirt, dessen Hauptinhalt der Wunderknabe bildete, einließ.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Dr. B. Kellermann. Kritische Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Christentums. Verlag von M. Poppelauer, Berlin, 1906.

Briefkasten.

F. N. Die bevorstehende Vermehrung der Wiener Sicherheitswache ist ganz bestimmt ein Verdienst der Christlich-Sozialen, nur kein direktes. Es steht fest, daß die werbte Robeit dieser Partei („Judenkühlgeld“) ihre Früchte getragen hat. Auch hat sich der Mob entschieden nicht gebessert, seit man ihm Dohsenziemer gegen politische Feinde in die Hand gab. Die antisemitische Presse, diese Schande unserer Zeit, die ja gerade in den untersten Klassen am liebsten gelesen wird, hat ihr redlich Teil beigetragen, um die Platten nur recht zu antimirien, die jetzt Wien mit dem Messer unsicher machen und gegen die man eine stärkere Polizei stellen muß.

K. L., Wien II. Dolejs wird von Bergani mit allen Mitteln geschützt, ebenso wie der Poddelski in Deutschland. Die Spagen schreiben die Wahrheit schon von den Dächern, aber der Ehrenbürger sieht in dem Minister wie in dem Schneider nur Ehrenmänner. Das ist die Nah- und Fernwirkung einer Sympathie, die nach dem Sprichwort handelt: „Was du nicht willst, das der Staatsanwalt dir tu“, das süß auch keinem andern zu.“

Lehrer. Der Lehrermangel in Wien zeigt die Bildungslosigkeit der herrschenden Partei im hellsten Lichte. Wer wird denn auch wahnsinnig genug sein, sich dem Lehrerberuf in einer Stadt zuzuwenden, wo man von ihm verlangt, daß er um seine paar Gulden auch noch seine Gesinnung verkaufe? Auch sind die Lohnverhältnisse so elend als nur möglich, da sich die Lehrer noch immer nicht zu Agitatoren heraus hergeben, da sie berechtigte Angst vor einer Partei haben, die sie zu ergebenen Dienern des Pfarrers im Style des alten Schulmeister machen möchte. Was liegt aber den Christlich-Sozialen an einer Schädigung der allgemeinen Bildung? Sie freuen sich vielmehr darüber. Denn je dümmere die heranwachsende Jugend ist, umso sicherer stärkt sie die Christlich-Soziale Partei.

Pn. Die Kofac-Partei, die jetzt viel von sich reden macht, hat in ihrem Programm den nationalen Antisemitismus und betätigt ihn stark. Ihr Hauptquartier hat sie in den Prager Außenbezirken, doch gewinnt sie langsam auch Anhang am flachen Land. Sieh, ihr anzu-

Samburg. Am vergangenen Sabbat hat hier in der Gemeindefynagoge Rabbiner Dr. Petuchowski-Berlin eine Gastpredigt gehalten und am nächsten Sabbat wird Rabbiner Dr. Freimann-Holleschau sprechen. Es handelt sich um die Befetzung der neu eingerichteten Stelle eines zweiten Rabbiners an den Synagogen des Synagogenverbandes.

Feuilleton.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen überfetzt.

V. Kapitel.

Am selben Abend, nach Beschließung des heiligen Sabbath wurde eine andere Mizwa, gute Tat, versteigert und wieder klrirten die Börsen Reb Lippes und Aziel in verzweifeltstem Kampfe aneinander.

Diesmal galt es, den Wunderknaben der Talmudgelehrsamkeit als Schwiegerohn zu gewinnen!

Es war im Zimmer des Gasthofes, wo der Onkel des jungen Mannes wohnte. Der Raum war erfüllt von härtigen Juden, Tabakrauch und Geschrei. Da sah man vor allem Schaya, den Wunderknaben, seine zwei Onkel, Reb Lippe, dessen ältesten Sohn mit einigen Bekannten, Aziel, den Gastwirt und einen Heiratsvermittler. Ein geheizter, breitbauchiger Samowar, dessen Luftlöcher glühenden Augen glichen, stand in der Mitte des Tisches. Daneben lag Floras Photographie, auf der sie im vollendeten Glanz der Modewarengeschäfte der Grand Street dargestellt war.

Der jugendliche Held des Tages sah mit unverhohlener Neugierde das Bild an. Für einen Augenblick hatten ihn die traurigen, durchdringenden Augen ganz außer Fassung gebracht, die junge Dame imponierte ihm sehr und er warf immer wieder einen Blick auf das Bild.

Er hatte sich nie vorgestellt, daß seine Braut einen Hut tragen werde. Doch der Gedanke, daß diese Prinzessin sein Weib werden könnte, erschreckte ihn. Dann gefiel ihm die lächelnde Melancholie des Gesichtchens immer besser und allerlei phantastische Gedanken stürmten auf ihn ein. „Ich sage, Du sollst mich nicht so anschauen,“ sagte er im Stillen zu dem Bild. „Aber warum machst Du so traurige Augen? Uebrigens bist Du ja doch ein Judenmädchen und ich fürchte mich gar nicht vor Dir. Möchtest Du nicht den Hut abnehmen?“

Reb Lippes Tochter hatte keinen Hut getragen, aber sie war doch nicht nach seinem Geschmack gewesen, und er wurde sich dessen erst jetzt recht bewußt. Auch hatte das Wort Amerika einen faszinierenden Klang für ihn und es schwebte ihm ein Bild von Talmud und modernem Ruhm vor.

Reb Lippes ehrwürdiger Bart wurde durch ein nervöses Lächeln hin und her bewegt.

„Ja, ich bin nur ein Am haarez, ein Ansiedler,“ feuchte Aziel mit prahlerischer Bescheidenheit. „Doch ich gebe meiner Tochter zwanzigtausend Rubel bar, und wenn ich einstens sterbe, wird Schaya zehnmal so viel erben. Sie ist mein einziges Kind, und wenn ich sterbe, werde ich meine Häuser nicht mit ins Grab nehmen. Wärmer fressen keine Häuser, wie Ihr wißt.“

Diese Bemerkung ärgerte die alten, gelassenen Talmudisten und einer von ihnen sagte im sarkastischen Tone:

„Dein Mädchel sieht aus wie die Tochter eines „Fremdling“. Schaya ist ein jüdisch Kind.“

„Ah, meine Tochter gefällt Euch nicht! Und warum? Weil sie keine Häßlichkeit ist und weil sie einen Hut trägt. Der große Rabbiner von Wilna ist wohl ebenso fromm wie Ihr und ich habe seine Tochter zufällig auf meiner Herreise gesehen und sie trug auch einen Hut und ist auch hübsch.“

„Zwanzigtausend Rubel!“ Der Wunderknabe war momentan so in Anspruch genommen durch den Gang der Verhandlung, daß er die Photographie und die ganze Tragweite, die die Auktion für ihn hatte, vergaß. Auf den Tisch gelehnt und auf seinen Händen so weit nach vorwärts gestützt, als es der Samowar gestattete, beobachtete er die ganze Szene mit offenkundigem, aber ganz unparteiischem Interesse.

Nach einer langen, flüsternd gepflogenen Beratung mit seinen Freunden kündete Reb Lippe an: „Zehntausend Rubel und fünf Jahre Kost!“

Fügt man zu dieser Summe Reb Lippes Vorzüge über seinen Konkurrenten, wie sein soziales Ansehen, sein Talmudwissen und seinen Aufenthaltsort in Rußland hinzu, so muß man gestehen, daß er Aziels Anbot übertraf. Doch jeder Anwesende wußte, daß Reb Lippes Angebot seine Kräfte weit überstieg; aber die Gesellschaft hatte keine Zeit, viel darüber nachzudenken, denn Aziel schrie schon mit lauter Stimme!

„Dreißigtausend Rubel und lebenslängliche Kost und Wohnung und Taschengeld und Zigaretten und Wein und Senf und Seife und was noch?“

Den Wunderknaben überlief ein Schauer und er saß mit offenem Munde da.

Eine Pause war entstanden. Schaya und seine Onkel hielten sichtlich an der Seite des reichen Amerikaners. Aziel war offenbar der Herr der Situation.

Endlich erhoben sich Reb Lippe und sein Gefolge, um fortzugehen.

„Ich könnt den Kauf an Euch reißen,“ sagte er mit sardonischem Lachen.

„Warum so eilig,“ sagte einer von Schayas Onkeln und ging auf den alten Mann zu. „Warum, die Sache ist noch nicht abgemacht, und wir wissen noch nicht — — —“

„Ihr wißt es nicht, aber ich weiß es. Ich möchte diesen Burschen nicht mehr und wenn er zwanzigtausend Rubel in die Ehe als Mitgift bringen möchte. Gute Nacht.“

„Gute Nacht! und glückliches neues Jahr“ gab Aziel zurück. „Warum kann die Krage den Rahm nicht leiden? Weil er eingesperrt ist!“

Eine Stunde später stießen die Zurückgebliebenen dieser Gesellschaft ihre Gläser an und riefen einander anläßlich der *Berlobung* von Flora Stroon mit Schaya ein fröhliches „Maseltow“ zu.

„Und jetzt nimm mein „Maseltow“ in Empfang,“ sagte Aziel und umarmte den jungen Mann, daß er ihn beinahe erdrückt hätte, „Maseltow, Dir Floras Bräutigam, Floras zukünftigen, meines einzigen Kindes zukünftigen Ehemann. Ich bin nur ein Am haarez (Bauer), aber Du sollst es nicht bedauern, mein Schwiegerohn zu heißen. Ich will Dir Essen und Trinken geben, wie der Rabbi befahl, und Perlen will ich auf Deinen Pfad streuen, eine Krone Dir aufs Haupt setzen. . . ich bin nur ein Bauer.“

Schluchzen verhinderte den alten Mann, weiter zu reden. Die Umstehenden blickten in lächelndem, berebtem Schweigen um sich.

„Ein Bauer, aber ein ehrenhafter Mann“ sagte der eine Onkel.

„Ein Herz wie Gold“ beeilte sich der andere zu sagen.

Doch was wird Flora dazu sagen? ließ sich in Aziels Herzen eine Stimme vernehmen. „Wird die elegante amerikanische Dame diesen altmodischen, orthodoxen Jungen heiraten wollen?“ Sei still, sagte Aziel zu sich.

„Sie hat ihn zu heiraten und die Sache ist abgemacht. Störe meine Freude nicht, es ist zu ihrem Wohl ebenso wie zu meinem.“

Plötzlich löste Aziel seine goldene Uhr und Kette und reichte sie dem Knaben.

„Trag sie gesunderheit, mein Kind. Es ist das erste Geschenk von Deiner Braut. Aber warte, bis wir nach Amerika kommen!“

Am nächsten Morgen besuchte Aziel den Friedhof. Der Anblick erhöhte seine Todesfurcht noch mehr. Hatte sich das

lebende Prawly nur um einige Häuser vermehrt, so hatte sich die Anzahl der im toten Prawly Wohnenden beinahe verdoppelt.

Die Grabsteine waren von höchst bescheidener Pracht. Sie waren verwittert vom Alter und vom Wetter zerstört, die meisten waren aus schlichtem Holz hergestellt und trugen als Erkennungszeichen allerhand häßliche, unzeremoniöse Gegenstände, wie alte Blechstücke, bodenlose Töpfe, weggeworfene Hüte, Schuhe und dergl. All dies erhöhte die Tragödie dieses Ortes.

Das Ganze übte eine Wirkung geheimnisvollen Schweigens und tiefe Trauer erfüllte Aśriels Gemüt.

„Vater, Vater“, begann Aśriel in lautem Synagogenton und fiel bei einem alten Grab nieder, unmittelbar nachdem der Kantor sein Gebet verrichtet und sich zurückgezogen hatte.

„Ich bin es, Aśriel, Dein Sohn, erinnerst Du Dich? Ich bin den weiten Weg aus Amerika gekommen, um Dich zu bitten, für mich und mein Kind zu beten. Sie ist ein gutes Mädchen, Vater, und ich bin bemüht, sie auf den Weg des Rechtes zu führen. Sie ist im Begriff, den größten Gelehrten der Gottes-Gesetze zu heiraten. Bete, daß der Junge Günst finde in ihren Augen! Du weißt es, Vater, ich bin nur ein Bauer und weh mir! Ich habe viele Sünden. Aber jetzt versuche ich mich aufzuraffen und ein guter Jude zu werden. Wirfst Du den Allmächtigen bitten, meine Buße anzunehmen?“ fragte er mit wachsendem Pathos. „Du bist Ihm nahe, Vater, erbarme Dich Deines Sohnes und bete, daß seine Sünden ihm verziehen werden. Willst Du für ihn beten, willst Du? Aber noch mehr ist mir um Flora zu tun. Blume ist ihr jüdischer Name. Was bin ich noch? Ein morscher Mensch! Aber Flora sie ist eine Blume. Stehe vor dem Allerhöchsten und bete, daß kein böser Hauch sie mir forträgt, daß kein böser Blick sie beleidige. Das arme Kind verlor seine Mutter, als sie ein Säugling war und sie ist der einzige Trost, den ich auf der Welt habe. Aber Du bist ihr Großvater, wirst für sie beten!“

Aśriels Gesicht strahlte, als er sein Gebet beendet hatte. Seine Augen waren trocken, aber seine Seele war voll Tränen und Poesie und ergoß sich in leidenschaftlichen, herzbrechenden Tönen.

„Was ist der Unterschied zwischen jenem Blatt und mir?“ sagte Aśriel zu sich selbst. „Warum solltest Du Dir ein anderes Ansehen geben? Aśriel leistete keinen Widerstand, sei gut und fromm und trage Gott im Herzen und mache keinen ungebührlichen Lärm. Sei so still, wie das Gras. Horch, der Leichenwagen kommt um Dich, die Beistuererglocken klingen, der Todesengel steht mit seiner Axt bereit. . . . Oh bete für Deinen Sohn!“

„Vater“ schrie er in Schrecken. Er hielt inne. Eine Biene summte in seiner Nähe, sie schien auch zu beten und ihre Gesellschaft stachelte Aśriels Herz auf.

„Oh Vater, ich habe Dich 35 Jahre nicht gesehen“, wiederholte er und horchte dabei auf seine eigene Stimme. „Wo sind die fünfunddreißig Jahre hingekommen? Kann ich Dich nie wiedersehen, kann ich Dein geliebtes Gesicht nicht sehen und zu Dir sprechen?“

„Erinnerst Du Dich, wie ich auf Deinen Knien saß und später in der Synagoge mit Dir Gebete sprach und wie Du mich beim Ohr gezogen, so oft Du mich ertappt hast, daß ich im Gebetbuch nicht weiter wußte. Ist alles vorüber, alles?“

Er hielt inne, als ob er auf Antwort warten würde. Dann sagte er mit bitterem Lächeln: „Der Vater ist still. Nicht ein Wort sagt er und wenn Du Dich in Stücke reißt. Alles ist vorüber, Aśriel.“

Seine Stimme brach, seine Worte erstarben in dumpfen Schluchzen. Seine Seele flehte den Vater an, ihm Zugang zu verschaffen in die feierliche Heiligkeit seiner Welt!

Als Aśriel wieder aufgestanden war und sein Auge auf einen Grabstein fiel, der gerade so aussah wie der seines Vaters, runzelte er die Stirn wie aus Eifersucht. Auf dem Wege zum Grabe der Mutter, das im älteren Teil des Friedhofes lag, wandte er sich immer wieder um. Er besuchte auch die Gräber seiner Schwestern und Brüder, Onkel und Tanten. Zuletzt ging er ganz erschöpft zwischen den verschiedenen Gräbern herum,

blieb auch hier und da stehen, um die hebräische Inschrift zu entziffern, ließ den Kopf seufzend hängen und schlug die Hände in traurigen Gedanken zusammen.

Obgleich er sich sehr ermattet fühlte und das Fasten noch nicht gebrochen hatte, wollte er den Friedhof doch noch nicht verlassen. Er hatte hier mehr Bekannte gefunden als im lebendigen Prawly.

Als er dann in die Stadt zurückging, fühlte er sich wie neugeboren. Prawly war seinem Herzen wieder teuer geworden, obgleich Flora und Amerika ihn magnetischer denn je anzogen. Er bemühte sich, mit den Leuten zu sprechen, besuchte seine Verwandten und die Armen der Stadt, teilte überall milde Gaben aus, und bat demütigst die Empfänger, „Mitleid mit ihm zu fühlen“ und nicht zu danken, sonst würden sie die gute Tat schmälern.

Dann ging er, mit Reb Lippe Frieden schließen.

„Ihr bleibet hier und es ist Euch leicht möglich, einen anderen Talmudgelehrten als Schwiegersohn zu finden, aber in Amerika ist das schwer. Außerdem können Sie selbst den Talmud lesen, während ich nur ein Bauer bin. Und wie soll ich mir meinen Platz in der künftigen Welt sichern? Hier sind dreihundert Rubel für wohlthätige Spenden. Wollt Ihr mir verzeihen, Reb Lippe. Was verliert Ihr dabei?“

Im Zimmer waren noch andere Leute und der demüthvolle pathetische Ton seiner Entschuldigung amüsierte sie. Reb Lippe war zu Tränen gerührt. Alle Bitterkeit seiner getäuschten Hoffnung war verschwunden.

„Ich vergebe Euch von ganzem Herzen“, sagte er impulsiv und streichelte den „Bauer“ wie ein kleines Kind. „Setzt Euch! Möge der Allerhöchste Euch in Gesundheit nach Amerika gelangen lassen. Möge der den Bund segnen. Es hat sich schon ein anderer junger Mann gefunden, der meiner Tochter würdig ist. Schaha wird in Amerika Gottes Gesetze verkünden! Die Juden dort werden einen jungen Mann, wie er ist brauchen können und ich freue mich, daß er mit Euch geht. Ihr nehmet einen kostbaren Edelstein mit Euch, haltet ihn wert!“

„Dessen dürft Ihr sicher sein.“ antwortete Aśriel und ging fröhlich von dannen. (Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Unsere Hoffnung. Monatschrift für die reifere, jüdische Jugend. Redaktion und Administration: VI/1, Esterhazbgasse 33. III. Jahrgang, Heft 9, 1906. Inhalt: A. Solzer: Zum neuen Jahre. Dr. Ernst Müller: Achad Haam. S. A.: Der jüdisch-deutsche Jargon. David Sinski: Vom Glück vergessen. Korrespondenzen, Rundschau.

Josef Kohn, Chorleiter. Zwei Trauungs-gesänge, a) für gemischten Chor mit Orgelbegleitung. b) für 4 Frauenstimmen mit Orgelbegleitung. Preis Mk. 1.70 = K 2.—. J. Kauffmann's Verlag, Frankfurt a. M.

Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden. Herausgegeben vom Bureau für Statistik der Juden, Berlin-Paleniec, Westfälische Straße 46. Redaktion: Dr. Arthur Rupp in, II. Jahrgang, Doppelheft 8/9, August-September 1906. Inhalt: A b h a n d l u n g e n. 1. S. Rosenbaum, London: Ein Beitrag zur Statistik der Juden in Großbritannien. 2. Dr. Leopold Ratz, Gießen: Die rechtlichen Verhältnisse der Israeliten als Religionsgemeinschaft im Großherzogtum Hessen. 3. Dr. Arthur Rupp in, Berlin: Begabungsunterschiede christlicher und jüdischer Kinder. 4. Dr. S. Weissenberg, Elisabethgrad: Die zionistische Bewegung in Rußland. 5. Prof. Henry Minor Huxley: Zur Anthropologie der Samaritaner. 6. Leopold Ambrunn, München: Die Kriminalität der Juden in Rußland. Statistisches Archiv. Richterermittlung der Konfession bei der deutschen Berufszählung von 1907. Fürsorge-Erziehung in Preußen 1903. Bewegung der Bevölkerung in Bayern im Jahre 1904. Die Zahl der Juden in den Niederlanden. Die Beteiligung der Juden am rumänischen Handel. Rückgang der jüdischen Bevölkerung in Dänemark. Ueber die kaufmännische Beaulagung der Juden. Zur Anthropologie der osteuropäischen Juden.

Herzen. Wer wollte dies leugnen? Und doch müssen wir sagen: Der Strahlenglanz des Judentums verklärte in jenen längstvergangenen Tagen die Hütte selbst des Unglücklichsten. Wo jetzt Dede und Leere herrscht, Verlassenheit und Einsamkeit, da waltete in den Tagen der Vergangenheit Freude und Lust und Sonne, da war selbst das Häuschen des Verarmten erhellt vom Lichtstrahle, den das Feuer der Religion ringsum verbreitete. . . . Ein Windstoß mahnt mich an die Gegenwart . . . ich eile nach Hause . . . noch gilt es, einigen Armen — solcher gibt es in der alten Gemeinde genug — eine kleine Gabe zu reichen, die ihnen ein wenig über die Not des Daseins hinweghelfen soll! . . . Mit dem nächsten Zuge begeben sich mich wieder in die Landeshauptstadt. . . .

Während einiger Tage verklärt mir die Erinnerung an die Väter und Mütter, die längst dahingegangen, die Kämpfe der Gegenwart. . . . Welch eine Zeit ist angebrochen! Da mordeten sie wieder im Osten dieses alten Erdteiles unsere armen Brüder. Hat er nicht recht der alte „Prediger“ mit seinem Worte? „Besser als der Geburts- ist der Todestag!“

Im Gul 5666.

Dr. Max G. d.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen überfetzt.

VI. Kapitel.

Je mehr Aziel und der junge Talmudgelehrte sich Amerika näherten, desto mehr versank Prawly in einen goldenen romantischen Schimmer und desto höher im Ansehen stieg die große amerikanische Stadt; jeden Augenblick fielen ihm neue Vorzüge New-Yorks ein und immer teurer wurde es seinem Herzen.

Er kam nach Hause, das fühlte er jede Stunde inniger. Sandy Hoot kam in Sicht.

Kann es etwas Schöneres geben, etwas Erhabeneres, als den Anblick New-Yorks an einem schönen Sommertage, von einem sich nähernden Schiffe aus betrachtet?! Schaya erblickte in der entzückenden Wirkung der See und des Grüns und des Himmels eine neue Version seiner Vorstellung vom Paradies, wo sich hinter blühenden Gewächsen versteckt die rechtschaffenen, ehrwürdigen alten Männer über goldgebundenen Talmudbänden neigten. Doch überwältigt von der immer sichtbarer werdenden Größe dieser Riesenstadt überkam ihn das Gefühl der Verlassenheit und er klammerte sich an Aziel, indem er sich fest in ihn einhängte.

Auf dem Deck war alles in Bewegung und ungeduldiger Erwartung. Der Dampfer brauste, die Passagiere puzten sich wie zum Kirchengang oder sie waren mit ihrem Gepäck beschäftigt und liefen mit nervöser Miene hin und her.

Aziel zwinkerte mit den Augen vor Freude und biß sich in die Lippen vor Ungebuld.

„D, wie blau das Wasser ist“, sagte Schaya wiederholt.

„Amerika ist ein schönes Land, nicht wahr!“ sagte Aziel.

„Aber erst wenn Du meine Flora sehen wirst! Du mußt Dich bemühen, gut zu sein! Halte fest am Talmud und kümmer Dich um nichts anderes. Und alles, was mir Gott an Reichtum gegeben hat, soll Dein sein. Ich habe keinen Sohn, der Rabbisch für mich sagen wird, wenn ich einstens tot bin, willst Du mein Rabbischl sein, Schaya? Wirst Du die Fahrzeit meines Todes halten?“ frug er in stehendem Ton, wie ihn der junge Mann noch nie vernommen.

„Ja, das werde ich“, antwortete Schaya wie ein gehorames Kind.

„Willst Du! Möge Dich Gott segnen, mögest Du lange leben! Ich werde Dir einen Palast zu wohnen geben und werde Dich behüten wie die Augen meines Kopfes. Ich bin nur ein Bauer, aber sie ist meine einzige Tochter, mein einziges Kind, mein ganzes Leben in dieser Welt.“

* *

Aziel hatte Flora im Ungewissen gelassen über den Tag seiner Ankunft, wie auch über den Namen des Dampfers. Nach erfolgter Landung ging er nicht direkt in seine Wohnung, sondern in ein großes Kleidergeschäft auf der Broadway, aus dem der Fluß ganz verwandelt herauskam. Statt seines schleppenden

Mantels und der alten sonderbaren Mütze hatte er jetzt einen kostbaren „Prinz Albert“ und den feinsten Strohhut und die elegantesten Schuhe, die im Geschäft zu bekommen waren. Eine steife Hemdbluse, ein hoher Kragen und eine feste Kravatte hatten einen Anderen aus ihm gemacht.

Aziel klatschte entzückt in die Hände und hielt ihn für den hübschesten und bestgekleideten jungen Mann der Broadway. „Es ist die Schechina, göttliche Allgegenwart, die auf ihn blickt“, murmelte er zu sich selbst und führte den jungen Mann an der Hand wie einen Schulknaben. Dann strich er ihm die Seitelöckchen, die in kleine Polster ober den Ohren gewickelt waren, weg und hielt ihn nun für vollkommen amerikanisiert.

Der Wunderknabe selbst fühlte sich furchtbar beengt in seinen neumodischen Kleidern, und wenn er sich in einem Schaufenster betrachtete, so war er über sein eigenes Aussehen nicht minder überrascht, wie über die vorbeisiehenden Elegants und die vielen Equipagen.

Aziel und sein Schüßling begaben sich stillschweigend in die Wohnung, die Aziel selbst mit dem mitgenommenen Schlüssel aufsperrte. Sie traten auf den Fußspitzen in die Halle ein.

Das kleine Haus erklang von Floras Klavierpiel und Gesang. Sie ließ eben ein trauriges Liedchen ertönen und Aziel horchte entzückt auf. Es schien ihm wie eine Begrüßung.

Flora war allein zu Hause und ihr unbewusstes Willkommen war für Aziel umso süßer, als das Lied einen Schmerz verriet. Sein Herz schlug heftig. Schaya war voll Ehrfurcht, er hatte noch nie ein Klavier gesehen und nur vor den Fenstern des Gutsherrn hatte er hie und da den Tönen gelauscht.

„Pfi! Hörst Du? Das ist Deine Braut.“ Dann gingen sie zur Tür und küßten die Mesusah an der Tür.

„Tamara“, rief Aziel und blickte in Speisezimmer und Küche suchend umher. „Ach, sie wird einkaufen gegangen oder bei ihren Armen sein. Doch richtig! Heute hat sie ihren Fasttag. Du mußt wissen, sie fastet jeden Montag und Donnerstag.“

Dann betrachtete Aziel die Blechbüchse, die an der Wand hing, nahm seine Taschenbörse und warf einige Silbermünzen hinein. Es war eine Sammelbüchse, die zur Erhaltung armer alter Juden diente, die gegen das Ende ihres Lebens in das Land Israels, nach Palästina zogen. Jeder orthodoxe Jude hält in seinem Hause eine solche Büchse und so oft er einer Gefahr entronnen war, wirft er einige Münzen in die Büchse hinein. Aziel hatte den Djean glücklich durchschiffet und er spendete daher sofort eine Handvoll Silber.

„Nun bleib hier stehen, Schaya, und rühre Dich nicht, bis ich Dich rufe“, sagte er zu dem Jüngling und begab sich zu seiner Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Dr. Zacharias Wolff, Rabbiner, Hamaggid. Anleitung zu Sabbath- und Festvorträgen. Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung Straßburg i. E. u. Leipzig 1906.

„**Tod den Toten**“ von Max Brod. Mit Umschlagszeichnung von W. Senker, Verlag von Ugel Juncker, Stuttgart-Berlin. Preis 8 Mark. Ein schön ausgestatteter Band, in welchem uns der junge Schriftsteller, ein Prager, elf Skizzen vorlegt. Der Autor zeigt große Befessenheit und Stilgewandtheit; er hat mit seinem Werke die moderne Literatur im besten Sinne bereichert. Das Buch wird gewiß viele Leser finden.

Briefkasten.

S. Sch. Im Inseratenteil unseres letzten Blattes finden Sie die Adressen zweier Mädchenpensionate. Pensionate in England und der Schweiz können wir Ihnen nicht namhaft machen.

N. Der Zar fährt also auf die Jagd, während seine Truppen in Warschau auf die Jagd gehen. Er braucht die Erholung von den Bogroms sehr notwendig. Außerdem ist er zur See gegangen, um den stürmischen Gefühlen seiner Untertanen zu entgegen, die ihn donnernde Beweise ihrer Zuneigung geben und Zeichen ihrer Verehrung zu Füßen werfen wollen. Wenn es wahr ist, daß der Zar persona mit ausländischen Banken in Fühlung treten wolle, um eine Anleihe zu erhalten, da die Bedingungen für sein Finanzministerium geradezu demütigend sind, so hat er sich seinen besseren Augenblick ausfinden können als jetzt. Er kann Hypotheken aufnehmen auf das

Du bestimmst, o Herr, wer fürder dürfe in der Sonne Licht
verweilen,
Und wen jäh und unvermutet soll des Todes Ruf ereilen.

Du verteilst des Lebens Lose, Du, o Herr, bestimmst allein,
Wer erliegt des Hungers Nöten, niedersinkt in Durstes Bein,
Wer in Fluten grauig endet, wer verzehrt von Feuersglut,
Wer durch Feindesschwert getötet, wer durch wilder Tiere Wut.

Wer, von Glückesgunst getragen, seines Sehns Ziel erreicht,
Wer inmitten frohen Hoffens, in der Jugend Glanz verbleicht,
Wer, beglückt mit allen Gütern, Wonnen erntet ohne Zahl,
Wer ein Leben steten Kummers fristet in der Sorgen Qual.

Wer in Frieden fürder wandelt, wer von Fährden wild gehet,
Wem ein sanfter Tod beschieden, wem ein graufes Ziel gesetzt,
Wer erniedrigt tief auf Erden, wer erhöht durch Kraft und Glüd,
Du allein, o Herr, entscheidest jedes irdische Geschick.

Aber Neu', Gebet und Wohltun wehren dem Verhängnis ab,
Schützen uns am Lebenspfade, retten uns vor frühem Grab.

Dein Erbarmen, Herr, verflünden Deines Namens heil'ge Töne,
Daß der Liebe ewig' Walten selbst den Sünder Dir versöhne.

Schwer nur bist Du zu erzürnen, zu versöhnen, Vater, leicht,
Jedes Grolles finst're Wolke vor der Liebe Strahl verbleicht.

Denn Du willst nicht, daß der Frevler in der Sünden Last verderbe,
Willst, daß, seines Ziels gedenkend, er der Seele Heil erwerbe.

Harrst geduldig seiner Buße und noch an des Abgrunds Rand
Reichst Du seiner späten Reue gnadenvoll die Vaterhand.

Du, der seinen Leib gebildet, ihn gebaut aus Fleisch und Blut,
Herr, Du kennst des Menschen Triebe, seiner Sinne heiße Glut,
Staubgeboren, Staubverfallen, ohne Aufhalt muß er schaffen,
Von Gefahren rings umlauert schweren Kampfes Brot erraffen.

Sorg' und Kummer sind sein Erbe, erdwärts drängt sein täglich
Streben,
All sein Glück, es ist zerbrechlich, einem Scherben gleich sein Leben,
Gleicht der Blume, die vom Froste einer Frühlingsnacht verbliht,
Gleicht der Flamme, die verzehrend selber sich zur Asche gliht,
Gleicht der Wolke, die am Himmel als ein dunkler Schatten ziehet,
Gleicht dem Odem unsres Mundes, der — ein Hauch — vorüberfliehet.

Gleicht dem Staube, den verächtlich in die Lüfte streut der Wind,
Denn wie flücht'ger Traum enteilend unsre Lebensstage find.

Du allein, o Allregierer, breitest schützend Deine Hände
Ueber uns und unser Schicksal. Ohne Anfang, ohne Ende
Lenkst Du der Welten Kreislauf, thronend über Raum und Zeit,
Unverändert, schaffend, waltend, Gott, in alle Ewigkeit!

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen
übersezt.

(Fortsetzung.)

Flora brach bei seinem Anblick in Freudentränen aus und
herzte und küßte den Vater immer wieder, während er liebevoll
ihr Haar glättete und sie bewundernd anblickte.

„Ach, Du lieber alter Vater!“ rief sie seelig. „Endlich
bist Du wieder gekommen.“

Asriel ermannete sich und dachte, es sei nun genug. Er
wollte der Szene ein Ende bereiten und wie immer, wenn er
verlegen war, machte er Wize.

„Nun, Flora, was glaubst Du wohl, was ich Dir mit-
gebracht habe?“ sagte er und wurde rot dabei. „Ich wette, Du
errätest es nicht und wenn Du bis morgen ratest. Kein Mädchen
hat je so ein Geschenk bekommen, seit Amerika besteht!“

Floras Augen tanzten vor freudiger Neugierde. Sie dachte
an Diamanten, Sapphire, Perlen.

„Ich habe Dir einen Bräutigam gebracht. Den feischesten,
schönsten Burschen der Welt.“

„Wo ist er?“ frug sie erstaunt.

„O, ein prächtiger Junge, fest im Talmud und in den
anderen heiligen Büchern. Er übertrifft alle Rabbiner Europas.
Der reichste Mann in Prawly war hinter ihm her, doch ich
habe ihn glücklich erwischt. Schaya, komm her!“

Das Mädchen gaffte den Vater bestürzt und erstaunt an.
War es Ernst oder Spaß?

Schaya kam mit zu Boden geknickten Knien und hielt
den Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt, wie er es immer
tat, wenn er verlegen war, was übrigens selten der Fall war.

Floras Atem flog.

„Das ist Dein Bräutigam, meine Tochter! Einen feinen
Geschmack, nicht wahr?! Hast Du Dir je so einen Liebsten er-
hofft? Nun, Kinder, jetzt muß ich mich um mein Gepäck um-
schauen gehen. Plaudert miteinander und werdet bekannt“, sagte
er und wandte sich rasch zur Tür.

„Papa, Papa“, schrie Flora ungestüm und wollte dem
Vater nachlaufen, doch dieser hatte schon die Tür hinter sich
geschlossen.

In ihrer Verzweiflung ging sie direkt auf den Fremden
zu, der noch immer seine Finger krümmte und krampfhaft den
Teppich betrachtete, und sagte zu ihm:

„Gehen Sie fort, mein Herr! Wenn Sie glauben, daß
Sie mein Bräutigam sein werden, so irren Sie sich!“

Sie sprach absichtlich jüdisch, aber ihre Aussprache war,
besonders was den Buchstaben R anbelangt, echt amerikanisch,
so daß es Schaya vorkam wie seine Muttersprache, und doch wie
die Sprache der Fremden. Es war aber doch jüdisch und als
er es von der imponierenden jungen Dame hörte, hatte er den
Eindruck, einer biblischen Prinzessin gegenüber zu stehen.

„Wo soll ich hingehen? Ich kenne Niemanden hier.“ Er
sagte das mit so naiver Verzweiflung, daß des Mädchens Herz
gerührt war. „Wo habe ich geseht?“ fügte er demütig hinzu.

Sie schaute ihn fest an, faßte ihn bei seinem bartlosen
Kinn und brach in ein herzhaftes Gelächter aus.

Schaya erblickte und hielt den Finger wieder ausgestreckt,
doch begann er bald auch zu lichern, ihre Heiterkeit hatte ihn
angesteckt, ihr Yiddisch kam ihm vor wie das Geplapper eines
Kindes.

Flora amüsierte sich und war erfreut, wie über ein Kind.
Schaya hatte auch das Gefühl, mit einem andern Knaben zu
spielen.

Unter all den Immigranten, die Flora kannte, war Keiner
so nett, so drollig gewesen, wie dieser Knabenhaft dreinschauende
Junge. Es war ihr der Gedanke nicht unheimlich, ihn in zwei
oder drei Jahren zu heiraten, bis er englisch gelernt und sich
die Sitten des Landes angeeignet haben würde. Doch dann er-
innerte sie sich ihrer Freundinnen. Was würden die zu ihrer
Verlobung mit diesem Menschen sagen. Sie hatte sich immer
gepraßt vor ihnen, daß sie nur einen Doktor heiraten werde!
Und das war nicht einmal ein Geschäftsmann! Nein, sicherlich
war er ein orthodoxer Rabbi oder etwas dergleichen. Und bei
Flora war das Wort Rabbi mit der Vorstellung eines un-
gekämmten, langhärtigen Mannes in einem Kasten verbunden,
eines Mannes, der Schnupftabak gebraucht, der nichts von der
Welt weiß und der nur dazu da ist, um sich und den Andern
das Leben zu verelken.

Nein, nein, komme was wolle. Sie würde nur mit einem
amerikanischen Gentleman unter den Baldachin gehen. Und in
ihrer Wut verließ sie so rasch wie möglich das Empfangszimmer,
stürzte in ihr kleines Zimmerchen und gab sich hier ihrem
Schmerz ganz hin.

Blöblich mitten in ihrem Zorn und ihrer Verzweiflung, wobei sie sich trotzdem nicht vorstellen konnte, daß das alles Ernst sei, stieg ein Gefühl in ihr auf, das sie immer mehr bedrückte. Sie dachte, daß dieses liebe komische Wesen so ganz allein in dem Speisezimmer unten stehe und sicherlich verlegt sei durch ihr Benehmen.

„Tamara“, sagte sie, als die Haushälterin erschien. „Unten ist ein Mann, der sicherlich hungrig ist. Gib ihm zu essen und zu trinken!“

„Aber warum hast Du ihm nicht selbst schon lange etwas gereicht. Du weißt, daß ich heute faste. Aber übrigens, wer ist es denn und was wünscht er?“

„Geh und schau Dir ihn an!“ brach Flora aus. „Es ist einer Deiner Art — ein Talmudgelehrter, eine fromme Seele“, fügte sie mit boshaftem Lächeln hinzu.

Tamara warf ihr einen unwilligen, vorwurfsvollen Blick zu und ging hinunter.

Als Ašriel kam, erklärte er, daß Schaja nicht Rabbiner, auch nicht wie die amerikanischen Herren gekleidet sein werde, aber daß er ein frommes Leben führen und seine Zeit nur dem Talmudstudium widmen werde und das teilweise zu Hause, teilweise in den Synagogen. „Wozu habe ich mein ganzes Leben gearbeitet?“ sagte er. „Ich bin nur ein Bauer, meine Tochter, und wie lange werde ich noch leben. Raube mir nicht diese Freude auf meine alten Tage, Flora!“ —

Tamara nickte zustimmend. „In unserer Heimat würde sich ein Mädchen glücklich fühlen, einen Mann der Thora heiraten zu dürfen“, sagte sie mißbilligend. „Das ist nur hier, daß wir Sünder sind und daß die Mädchen nur weltliche Männer heiraten wollen. Möge jede gute Tochter Israels mit so einem Mann gesegnet werden!“

„Kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten, Tamara!“, brauste Flora auf. Sie hatte ihres Vaters Erklärungen nur halb verstanden und sie hatten den entgegengesetzten Erfolg, den er bezweckt hatte.

„Daß sie allein“, flüsterte Ašriel. „Der Sturm wird sich legen.“

Als Ašriels Gepäck anlangte, sah Flora staunend, daß einige Kisten Bücher dabei waren. Es waren durchwegs hebräische Werke. Sie waren von verschiedenem Aussehen, aber 17 waren von ganz gleicher Form und Größe, dicke Foliobände in Leder gebunden und mit Gold verziert. Von diesen Büchern enthielten zwölf den ganzen babylonischen Talmud mit allen Kommentaren, die übrigen fünf enthielten die Alphos. Außer diesen war noch eine Kiste Bücher da. Diese erhielten einen Ehrenplatz im Speisezimmer und Ašriel und Tamara waren bemüht, sie auf Regalen unterzubringen.

Flora beobachtete alles mit sarkastischer Miene, bis Tränen in ihre Augen traten und sie sich schnell auf ihr Zimmer zurückzog. Dort warf sie sich auf den Boden und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Der Inhalt aller dieser Bücher, die ihr Vater für den Wunderknaben mitgebracht hatte, waren für sie chinesische Dörfer. Sie hatte noch nie so viele hebräische Bücher gesehen und hatte auch nie recht aufgemerkt, wenn man über solche gesprochen hatte. Jetzt fürchtete sie sich vor ihnen, als ob sie einen geheimnisvollen Zauber ausströmen würden.

Der Wunderknabe war sehr beschäftigt, seine Bibliothek einzurichten und öffnete hier und da ein Buch, um einen Blick hineinzuworfen. Als er gerade vor einem Sessel gehockt hatte, auf dem er die Seiten eines Riesenbandes umwandte, fuhr er, durch eine berühmte Stelle gefesselt, fort, das Buch durchzublüättern, bis er ganz absorbiert davon in einen eigentümlichen Sing-Sang verfiel, der durch allerlei Gesten begleitet war, die zum Lesen des Talmuds ebenso nötig zu sein scheinen wie die Augen.

„Schau, schau“, sagte Tamara und stieß Ašriel an, dem sie geholfen hatte, die Bücher unterzubringen. Ašriel lehnte seinen Kopf dem Gelehrten zu und nun standen die Beiden und gafften den Wunderknaben voll Staunen und Ehrfurcht an. Dann wechselten die Haushälterin und der Dienstherr einen Blick des

Einverständnisses und sie nickte mit ihrem perückenbekleideten Kopf, als wollte sie sagen: Was für einen herrlichen Fund hat der Himmel Dir beschert!

„Der Allerhöchste hat Euch gesegnet!“ sagte sie flüsternd.

„Möge es ihm gegönnt sein, ein langes Leben mit uns zu verbringen“, gab Ašriel hochaufatmend zurück.

„Flora weiß nicht, was für einen Schatz der Himmel ihr beschert hat“, sagte Tamara.

„Sie wird es später erkennen“, sagte Ašriel in bestimmtem Ton.

(Fortsetzung folgt.)

Bei Masfir des Jaum Kippur in diesem Jahre wird in allen Gotteshäusern der Wiener israelitischen Kultusgemeinde das folgende Gebet für die Opfer der russischen Judenverfolgung vorgetragen:

להוכרת נשמות ביו"כ.

Allmächtiger, voll Erbarmen, der Du den Trauernden Trost gewährest, Schirm und Hilfe Deines Volkes, des kleinsten unter den Völkern, der Du rettetest den Verfolgten aus der Gewalt seiner Feinde, gedenke an diesem heiligen Tage auf Deinem erhabenen Throne der Seelen jener Tausende der Gemeinde Israels, die in Geradheit und Herzens-einfalt hienieden wandelten und die in den jüngsten Tagen in Rußland, dem Schauplatz der blutigsten Verfolgungen, für die Heiligung Deines Namens ihr Leben hingegeben haben: Männer, Frauen und Kinder fielen in ungezählter Menge der Grausamkeit zum Opfer, durch Mord und Raub sind die Häuser verwüstet und zerstört, das vergossene Blut unserer unschuldigen Brüder schreit zum Himmel, der Jammer der verfolgten Juden bringt an Dein Ohr und Du vernimmst ihr Klagen in den Höhen, Dein Auge schaut vom Himmel auf die Tränen, die gleich Bächen herabrieseln von den eingefallenen Wangen der Bedrückten!

Unsere Gemeinde sendet ihr Gebet für jene Märtyrer zu Dir empör und opfert Liebesgaben auf dem Altar der Barmherzigkeit und Menschenliebe, um das Los der hinterbliebenen Witwen und Waisen zu lindern, die zerstörten Existenzen aufzurichten, die Hungrigen zu sättigen und die Nackten zu bekleiden.

Nimm Du, o Herr, diese Opfer gnädig auf und schenke darob allen Angehörigen unserer Gemeinde ein langes und glückliches Leben, nimm sie in Deiner Vergebung in Gnaden auf, wie den reinigen Sündern die ewige Erlösung verheißen ist.

אל מלא רחמים, המשלים
לאבלים נחומים, מושיע לעמו
הקטן בלאומים, ומבקש הנדרך
מיד קמים! העל נא לפני
כסא כבודך זכרון נשמות אלפי
ישראל הישרים והתמימים,
שמסרו נפשם על קדושת
שמה ברוכא ארץ הדמים,
שהומתו באמרויות-אף אנשים
ונשים ומן והרוניהם עצומים,
מרוכחלל וכוכד שלל כל בתיהם
שוממים. קול דמו אחינו הנקים
צועקים והומים. ואמה השמע
נאקת יהודים מרודים ושועתם
תקשיב ממומרים. והבט משמים
וראה דמעות העשוקים הנזולות
מעל לחויהם הצנומים! בעבור
שהקהל הקדש הזה נדרר לצדקה
בעד שארית הפלטה והאלמנות
והיתומים, להשביע רעבים
ולהלביש ערומים. וכוכת זה
נכתב ונחתם לחיים ארוכים
טובים ונעימים. לא יכרו עונות
ראשונים תפאת נעורים
ועלומים, ולשבי-פשע הרהיה
נאולת עולמים! אמן סלה.

Feuilleton.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen
überseht.

(Fortsetzung.)

VII. Kapitel.

Am kommenden Sabbath brachte Aziel vom Tempel den Rabbi und ein Duzend alte Talmudisten mit. Er ließ sie mit Wein, kaltem Fisch, Pasteten und jenen Bäckereien bewirten, deren Zubereitung Tamara so ausgezeichnet verstand.

„Schajim, Herr Stroon, Schajim, Schaya,“ sagten die Gäste und ergriffen ihre Gläser.

„Schajim,“ lautete die allgemeine Antwort.

„Gott segne den Bund und lasse Sie hundert und zwanzig Jahre leben,“ sagte Reb Mendele, ein kleiner, dicker Mann mit roten Pejis, und langte dabei nach einem Sabbathtuchen.

„Und er gewähre ihnen Kinder, die Sie in den Gesetzen Gottes erziehen mögen zu rechtschaffenen Menschen,“ sagte ein Dritter, der gerade einen Bissen Fisch an der Spitze seiner Gabel hielt.

„Und Schaya soll stets ein Ben Thora (Kind der Gesetze) bleiben und nimmer ermüden, sie zu studieren,“ kam es wieder von einem anderen.

„Das ist der Punkt,“ brach ein Chorus von bedächtigen kauenden Mäulern aus.

„Aber wo ist eigentlich die Braut?“ frug jemand. „Sie muß sich zeigen.“

„Das ist wahr,“ sekundierte Reb Mendele. „Heraus mit ihr! Und die Töchter Israels kommen tanzend herbei,“ zitierte er. „Und was sagen Sie. Blick an junger Mann und betrachte das Mädchen, daß Du Dir erwählt hast. Richte Deine Blicke nicht nur auf die Schönheit, sondern — — —“ er brach errötend ab. Der Rest der zitierten Stelle ist wie folgt? „Gehe Wert auf eine gute Familie (sagt das Mädchen zum jungen Mann) denn das Sprichwort sagt: „Falsch ist die Grazie, eitel ist Schönheit. Eine Frau, die gottesfürchtig ist, sei gepriesen!“

„Erröte nicht,“ sagte der Rabbi zu Schaya, obgleich es diesem nicht eingefallen war, zu erröten. Er war in Anspruch genommen, die verschiedenen Pasteten und Torten — nie hätte er sich träumen lassen, daß er solche essen werde — durchzukosten.

Flora befand sich in ihrem Schlafzimmer, diesem selbstgewählten Exil, seit der ihr aufgedrungene Bräutigam im Hause war. Ihr Vater war gütig und aufmerksam zu ihr und nannte Schayas Name nie vor ihr. Doch sie wußte, daß er unwiderleglich auf dieser Heirat bestehende und sie dachte in ihrer Verzweiflung an Selbstmord. Konnte es möglich sein, daß ihre geliebten Träume von dem Doktor, dem eleganten Gentleman, der immer im Wagen ansäht, ganz vergeblich waren? Und konnte es denn möglich sein, daß sie die Frau dieses unbeholfenen Provinzlers werden könnte, der nicht wußte, wie er einer Dame die Hand reichen sollte, wie er eine Verbeugung zu machen habe, der kein einziges Wort ansprach, ohne es mit diesen schrecklichen Gebärden zu begleiten oder seine Seitelöcher zu drehen. O, was möchten ihre Freundinnen sagen? Sie hatte oft über die Bräutigams ihrer Freundinnen die Nase gerümpft und jetzt sollte sie sich mit dieser frommen Seele verloben!

Und doch war sie in ihrem Innern gar nicht davon durchdrungen, daß er ein tölpelhafter Bauer sei. Wenn er ihr beim Nachtessen gegenüber saß, konnte sie sich manchmal nicht enthalten, ihn anzulächeln.

„Siehe Flora, ich habe mit Dir zu sprechen,“ hörte sie ihres Vaters Stimme an ihrer Tür.

„Lass' mich, Papa, ich habe Kopfschmerzen.“

„Deffne, ich werde Dich nicht aufessen.“

Im Grunde genommen, brannte sie darnach, das leidige Thema mit ihrem Vater zu besprechen, damit er ihre Ansicht erfahre. In dieser Absicht öffnete sie die Tür. Doch Aziel bat sie in so demütiger Weise, daß sie ganz ratlos da stand.

„Ich bitte Dich, meine Tochter, verkürze mir meine Tage nicht,“ bat er mit übernehmendem Eifer. „Es bleibt mir nur mehr eine kurze Lebensfrist, ich ahne es — und der Allmächtige hat mir eine Hilfe geschickt, daß ich als rechtschaffener Jude sterben kann. Willst Du mir diese rauben? Willst Du mir diese Schande vor Gott und den Menschen antun?“

Seine Worte waren so verschieden von seinem ganzen Wesen, daß Flora die Empfindung hatte, als ob er wirklich um sein Leben bitten möchte. Sie war verwirrt und tief gerührt und ehe sie wußte, worum es sich handle, stand sie in dem Speisezimmer unten.

„Gut Schabbes, Flora,“ begrüßte die ehrwürdige Gesellschaft sie.

„Gut Schabbes,“ gab sie zurück, wobei sie sich anmutig verbeugte und errötete.

„Möge Dir die Gesellschaft angenehm sein, und wenn es Gott gefallen wird, werden wir bald bei Deiner Hochzeit sein,“ sagte einer der Anwesenden.

Flora errötete stärker.

Einigen der Talmudisten gelüstete es danach, auf Kosten des Brautpaares Wisse zu machen, doch das würdevolle Benehmen der eleganten, jungen Dame schnitt jede Absicht dieser Richtung ab, so daß die gelehrten, alten Herren ihre Geister in anderer Art zum Ausdruck brachten. Es entspann sich ein Disput zwischen Schaya über einige Talmudaussprüche und deren verschiedene Kommentare.

„Sag uns einige Pischetel (einige Gedanken),“ sagte Reb Mendele zu Schaya.

„Ja, das sollen Sie,“ sagten die anderen. „Ihr zukünftiger Schwiegervater bewirte uns mit irdischer Kost und Sie sollen uns mit Worten des Gesetzes regalieren.“

Schaya, dessen Gesicht ebenso glühte wie das Floras, blickte auf das Tischtuch, als er zitierte:

„Keine Ablenkung von der Mahlzeit.“

„Worte des Gesetzes sind keine Ablenkung,“ widersprach Reb Mendele.

Der Kommentar fügt zu: „Auch nur das Zitieren des Sprichwortes über das Schweigen während der Mahlzeit.“ Schaya sagte es widerstrebend, ohne die Augen vom Tischtuch zu erheben; „Nun, die Vorschrift ist ein Wort des Gesetzes, nicht wahr? Es bedeutet, daß sich das Verbot auch auf die Worte des Gesetzes bezieht.“

Abgesehen von seiner Verlegenheit hatte der Wundergelehrte keine Lust, sich in Gegenwart der modernen, jungen Dame in eine talmudische Diskussion einzulassen.

„Warum habet Ihr sie zitiert,“ frug Reb Mendele in aggressiver Weise. Er bezog sich dann auf zwei andere Stellen, als Beweisgründe seiner Behauptungen. Schaya bewies ihn wiederum die mangelhafte Stichhaltigkeit seiner Beweisführung. Sein rotbärtiger Gegner widelte sich aus seiner Niederlage durch eine angenommene Heiterkeit heraus, indem er vorgab, alles das nur gesagt zu haben, um Schaya zu einer Offenbarung seiner Verehrbarkeit und seiner geistigen Macht zu veranlassen. Und kaum hatte er sich von diesem Angriff zurückgezogen, so wagte er schon einen zweiten. Auch die anderen Talmudisten beteiligten sich. Es wurde eine hitzige Schlacht. Aber Schaya blieb gelassen, trotzdem ein halbes Duzend älterer Talmudisten gegen ihn kämpfte und er parierte ihre Schläge mit größter Ruhe.

Flora nahm mit wachsendem Interesse an dem Kampfe teil. Sie verstand zwar kein Wort von der Kontroverse. Für sie war es ein Wettkampf mit allen Eigentümlichkeiten des

Sports, aber sie merkte mit Befriedigung, daß er Sieger blieb. „Er weicht keinen Schritt,“ sagte sie sich. „Sechs alte Männer gegen einen Buben, das will etwas heißen.“

Asriel und Tamara, für die der Inhalt der Debatte auch unverständlich war, bewunderten voll Stolz ihren Jungen und nahmen gar nicht wahr, wie sich Flora dafür interessierte, wozu sie sich gratuliert hätten. Asriel war der Kontroverse mit Blicken gefolgt, als ob eine Gesellschaft von Königen sich bei ihm eingefunden hätte. Die Haushälterin schaute mit strahlendem Angeficht herum, und so oft einer der Patriarchen einen neuen Angriff wagte, nickte sie beifällig, als ob sie alles verstehen und billigen würde.

Angeregt durch Floras Anwesenheit und aufgestachelt durch das Gelächter der Gegner, erwärmte sich Schaya bei der Debatte, bis er, nachdem er mit ironischer Geduld alle angehört hatte, plötzlich sich an seinen Mann wendete.

„Ist es so, wie Ihr die Stelle verstanden habet?“ schrie er und lachte sich ins Häufchen. Dann, indem er seinen lodigen Kopf dem Gesichte des Gegners zuwandte und dabei aufgeregter gestikuliert, stürzte er einen wahren Schwall von verwickelten Syllogismen und Zitaten über diesen.

Es war ein ganz anderer Schaya. Seine blauen Augen schossen Blitze, sein Körper bebte, sein Sing-Sang war voll melodischer Kraft.

„Aber ich fürchte, daß Rabbi Johanon das nicht gesagt hat und ich glaube, Ihr habt falsch zitiert.“

Es war der Strohhalm des Ertrinkenden. Selbst Flora, die die jüdische Erwiderung verstanden, sah es und ihr Herz freute sich.

„Habe ich das, seid Ihr dessen sicher,“ frug Schaya mit knabenhaftem Uebermut. „Nun, wir werden sehen,“ sagte er und begab sich in das andere Zimmer.

„Der Knabe ist ein gaon (Genius),“ sagte der alte Mann demütig. „Was für ein Kopf, was für ein Gedächtnis, was für ein Chariff!“

„Ja und wie belesen,“ fiel der Rabbi ein. „Man muß nur staunen, wann er bei seiner Jugend Zeit hatte, sich so viele Kenntnisse anzueignen.“

„Ja, er braucht ein Buch nur einmal durchzulesen und weiß es schon,“ sagte Asriel, „er hat alle Rabbis in der Gegend von Prawly in den Schatten gestellt.“

Diese häuerliche Bemerkung reizte einige der Anwesenden zum Lachen, aber sie unterdrückten es. „Ihr habet einen kostbaren Schatz in diesem Jungen erwischt, Herr Stroon,“ sagte Reb Mendele.

„Ja, Du hast Glück,“ sagte Asriel und strich seiner Tochter über die Haare.

„Ihr wisset vielleicht, Herr Stroon,“ sagte der Rabbi, „daß der Talmud besagt, daß derjenige, der einen Kenner der Gesetze bei sich im Hause erhält, höher geachtet wird, als der, der Opfer darbringt.“

„Ich weiß,“ gab Asriel zurück. In der Synagoge zu Prawly hat der Prediger dasselbe angewendet.

In diesem Augenblicke kam Schaya mit einem Stoß von dickleibigen Büchern unter dem Arm zurück. Er bewies nun seinem früheren Gegner, daß er korrekt zitiert hatte; obgleich er jetzt keiner Opposition mehr begegnete, hatte er sich schon zu sehr erwärmt für dieses Thema, als daß er es so schnell verlassen hätte, und er wagte auch eine extemporierte Rede darüber.

Sein Antlitz war in diesem Augenblicke von überirdischem Glanze erleuchtet und seine Sprache war eine weiche, leidenschaftliche Melodie.

Der alte Mann folgte seinen Worten mit väterlicher Bewunderung.

Als er geendet und sich zurückgezogen hatte, blickte Schaya Flora triumphierend an. Das Blut schloß ihr in die Wangen und sie ließ den Schleier herab. Asriel näherte sich dem jugendlichen Helden des Abends.

„Du lieber, kleiner Schatz,“ rief er und umfing ihn mit seinen Armen wie ein Baby.

Tamara wischte sich ihre Augen und Flora wäre am liebsten geflüchtet, hätte sie sich nicht unbeobachtet gewußt, denn ihr Vater hatte eben seine Gäste eingeladen, sich nach oben zu begeben, um die Bibliothek zu besichtigen.

Als die patriarchalische Gesellschaft das Spielzimmer verlassen hatte, näherte sich Schaya ihr und sagte: „Habe ich es ihnen gut gegeben?“

Als Tamara und Flora allein waren, sagte die Haushälterin: „Du solltest Gott danken, daß Dir ein solcher Bräutigam beschieden ist.“

„Er ist nicht mein Bräutigam und er wird es nie sein. Ich kümmerge mich nicht darum, daß Papa ihn ins Haus genommen hat,“ sagte Flora zornig.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Bachja und Juda Halevi. (Ein Vergleich ihrer Sutenlehre, dargestellt von Dr. Ad. Frankl-Grün, Rabbiner in Krenfier, gedruckt bei Ad. Alkalay u. Sohn in Preßburg.)

Derselbe hat für die historische und philosophische Literatur des Judentums bereits vor Jahren „die Ethik des J. Halevi“ in markanten Zügen dargestellt und auch in dieser Parallele wird J. Halevi mit Recht die Palme gereicht, denn mit bloßer Theorie und der rechten Gesinnung allein, wie es Bachja im „Aboth Hailewwooth“ beifürwortet, ist der Welt und dem Judentume nicht gedient, welches realistisch vorgeht — nach Aristoteles und Maimonides während der Idealismus des Plato, beziehungsweise Pylos die Welt nicht aus den Augen heben und zum Fortschritte in kultureller d. i. religiöser Hinsicht bringen kann. Darum ist auch der Pietismus und Quietismus, der Fatalismus der Mahomedaner zu verwerfen, weil er eben die Wirklichkeit nicht zur Fortentwicklung zwingt — und gerade die praktischen Engländer und Amerikaner beweisen am besten dadurch, daß sie das jüdische Prinzip adoptierten, die Richtung der jüdischen Weltanschauung, die sich durch keinen Mißerfolg im Weiterarbeiten hemmen und hindern läßt, von der Theorie zur Tat schreitet — die richtige Lehre auch im Leben zu realisieren sucht — denn Prinzipien ohne rechte Praxis und Ausführung haben wohl nur geringen Wert, und so wie im „Kufari“ des J. Halevi zuletzt der Jude Isak Schwageri über den christlichen und maurischen Philosophen siegte, so wird auch dereinst die jüdische Lehre definitiv den Sieg davontragen. —u—

Neue Bücher.

J. Rabbinowicz. Ein namenloses Kind. Trauerspiel in drei Aufzügen. E. Piersons Verlag in Dresden.

Zionlänge. Sammlung jüdischer Operettenmusik. Sulamita: „Das X. Gebot“; Bar-Kochba: „Das goldene Land“; Blumale: „Sehnsucht nach Zion“; à Mk. 1.50. Oskar Grünberg, Jassy (Rumänien).

Briefkasten.

Böhmen. Die „Narodny Listy“ haben sich in Sachen der russischen Juden niederträchtig benommen, obwohl sie angeblich von der politischen Intelligenz gemacht wurden. Sie haben den Pogrom von Stedlee so dargestellt, als wäre dort ein Ausstand der Juden erfolgt, den die Regierung dann in vollstem Recht mit Waffengewalt unterdrückte. Wenn die „N. L.“ nicht den Darstellungen der Wiener Blätter folgen wollten, so hätten sie doch den Berichten englischer und amerikanischer Korrespondenten folgen dürfen, welche voll Mitgefühl für die unschuldig verfolgten Juden und voll Entrüstung über die Poligans waren. Ob das Vorgehen des Blattes eine besonders warme Einladung an die währischen und böhmischen Juden bedeuten soll, damit sich diese bei den kommenden Neuwahlen den Tschechen anschließen, ist uns unbekannt. Jedenfalls werden die Juden gut daran tun, starke Organisationen zum Schutze ihrer Interessen zu bilden. Die Betätigung eines besonders starken, einseitigen Nationalismus ist keineswegs zu empfehlen. Sie entspricht weder der persönlichen Würde, noch ist sie klug. Der Beschluß des deutschen Volksrates, die Deutschen möchten auch tschechisch lernen, ist entschieden der erste Schritt zu einer späteren Versöhnung und die Juden müssen besonders achtam sein, daß sie nicht am Tage der nationalen Verständigung zum Freudenopfer dienen.

*) Chariff = Mann von großer Beredsamkeit.

Blattes „Narodna Obrana“, das anlässlich des vor zwei Jahren in Ojisek abgehaltenen ersten zionistischen Kongresses, unter der Leitung des einflussreichen Politikers Dr. Ivan Lorkovic, der jetzt das fortschrittliche Organ „Potret“ redigiert, dem Zionismus äußerst sympathische Artikel in seinen Spalten einräumte. Die Reden wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der Verein „Zion“, der unter der Leitung seines verdienstvollen Präsidenten Herr Leopold Stein steht, verspricht einen schönen Aufschwung zu nehmen.

Das Ritualmordmärchen spukt wieder.

Aus Kaschau wird berichtet: Unter den hiesigen Juden herrscht infolge einer böswilligen Verleumdung furchtbare Aufregung. Zwei Arbeiterinnen erstatteten verflochtenen Samstag, dem jüdischen Veröhnungstage, bei der hiesigen Stadthauptmannschaft die Anzeige, daß die Juden gewaltsam einen Christenknaben in ein orthodoxes Bethaus der Vorstadt geschleppt und dort abgeschlachtet hätten. Um zu eruierten, was an der Anzeige Wahres sei, entsandte der diensthabende Polizeikonzipist zwei Polizisten und zwei Detektives an den von den Anzeigerinnen bezeichneten Ort. Während die Juden in dem Gotteshause dem feierlichen Gottesdienste beiwohnten, wurde der ganze Tempel und die in der Umgebung desselben befindlichen jüdischen Wohnungen durchsucht, ohne daß auch nur die geringste Spur eines angeblichen Verbrechens gefunden worden wäre. Die Durchsuchung des Tempels hatte selbstverständlich die denkbar größte Aufregung unter den Andächtigen hervorgerufen. Die Empörung der jüdischen Gemeindeglieder steigerte sich ins Ungemeine, als die beiden Anzeigerinnen in einer Schar auf der Straße spielender Kinder den vermißten, angeblich ermordeten Knaben erkannten. Die hiesige Kultusgemeinde beabsichtigt, gegen die Polizeiorgane, welche in das Bethaus eingedrungen waren, die Strafanzeige wegen Religionsstörung zu erstatten.

Pisef. Am 17. Oktober d. J. findet in Prag im Hotel Bristol die Trauung des Herrn Robert Fantl, Sohn des kais. Rates Jakob Fantl aus Pisef, mit dem Fräulein Anna Bermann, Tochter des Herrn Moriz Bermann aus Blonitz, statt.

Abbazia. (Die hohen Feiertage in Abbazia.) Auch dort, wohin Erholungsbedürftige und Kranke sich flüchten, ist Gelegenheit geboten, dem Judentume treu zu bleiben, dem einzigen Gotte zu dienen und unsere hohen Feiertage mit Würde und Andacht zu feiern. Bei riesiger Beteiligung eines zahlreichen und distinguierten Publikums ist auch heuer der Gottesdienst während der hohen Feiertage in dem großen Saale der „Pension Breiner“ abgehalten worden. Unter lautloser Stille und musterhafter Ordnung verrichtete Herr J. Grün, Kantor des Hauses, die erhabenen Gebete und während des Maskirs, beim Rezitieren des El mole rachamim für die ermordeten russischen Juden, wurde die Stille durch das Schluchzen der Andächtigen unterbrochen.

Berlin. Hermann Bamberg, i. Fa. Gebr. Mannheimer, wurde zum Kommerzienrat und Bankier J. Abraham, i. Fa. G. Roebius und Abraham, zum Kgl. preussischen Lotterieverwalter ernannt.

München. Landgerichtsrat Dr. Theodor Engelmann ist zum Staatsanwalt beim Oberlandesgericht ernannt worden.

Feuilleton.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen
übersetzt.

(Fortsetzung.)

VIII. Kapitel.

„O, Vater, wirst denn Du noch immer dieser Sache nicht ein Ende bereiten! Du weißt ja, daß ich ihn nie heiraten werde!“

„Zwing' ich Dich denn?“ erwiderte der Alte. „Was geht der Knabe Dich an? Er ist Dir Dein Mittagessen nicht fort. Stelle Dir vor, er wäre Dein Bruder und kümmerne Dich

nicht weiter um ihn. Mir ist der Knabe so teuer geworden, daß er mir vorkommt wie ein eigener Sohn. Wirst Du Raddisch nach mir jagen? Wirst Du Fahrzeit für mich halten? Gott hielt mich nicht für gut, einen Sohn zu haben, aber er sandte mir dieses heilige Kind, daß es die Stelle eines solchen einnehme. Wenn ich ihn die heiligen Bücher lesen höre, fühle ich es angenehm wie Honig. Es hat dem Allmächtigen gefallen, einen Bauer aus Deinem Vater zu machen. Nun, ich denke, er versteht seine Sache und ich will mich nicht erkühnen und Fragen an ihn stellen; doch er scheint Erbarmen mit mir zu haben und hat mir auf meine alten Tage einen Engel gesandt. Hast Du gehört, was die weisen Männer gesagt haben? Daß die Erhaltung eines Mannes, der die heiligen Bücher studiert, mehr ist, als Opfer darbringen. Ja, meine Tochter, Gott hat mir diesen Knaben gesandt. Er hat mich den weiten Weg nach Prawly machen lassen, um mir Gelegenheit zu geben, für meine Sünden zu büßen. Willst Du mich zwingen, ihn zu verstoßen? Nicht, wenn New-York sich umdreht!“

„Aber Vater!“

„Laß mich ausreden! Es wäre Sünde, ihn fortzuschicken! Er ist von Gott gesandt. Er ist so rein wie die Thora! Du bist meine Tochter, er ist mein Sohn. Ich jage Dich nicht mit dem Stock unter den Baldachin. Und wenn Gott die Heirat nicht wünschen wird, wird sie nicht sein.“

Dieses Gespräch fand vier, zehn Tage nach der großen Debatte statt, Asriel lebte in der Hoffnung, daß, wenn Schaya etwas englisch und die Art und Weise Floras erlernt haben würde, sie sich mit der Zeit an ihn gewöhnen würde. Er konnte es nicht glauben, daß ein Mädchen einem solchen Mann nicht gut werden müßte, denn in seinen Augen war er der schönste junge Mann der jüdischen Kolonie. Er nahm einen Sprachlehrer für ihn auf und das Uebrige überließ er der Zeit.

„Lehre ihn englisch und unterweise ihn in den guten Manieren,“ befahl er dem Lehrer, „Aber merke Dir! Führe ihn nicht in die modernen Bücher ein, in die Werke der Goyim. Er braucht diese Eselfunststücke nicht, die man heutzutage den Kindern beibringt. Hast Du mich begriffen?“

Flora hatte sich nach und nach an Schayas Anwesenheit im Hause gewöhnt, als ob er ein neu entdeckter Bruder sei, der in einer sonderbaren Weise erzogen worden war.

Manchmal kam es vor, daß die beiden jungen Leute allein im Zimmer waren. Die Tür zwischen dem vorderen Zimmer, das jetzt Schayas Studierzimmer war, und Floras Boudoir war meist offen. Sie sprachen viel mit einander und sie neckte ihn wegen seiner Unmanneren und einmal, als sie dazugekommen war, als er laut englische Vokabeln lernte, lachte sie über seine schlechte Aussprache.

„Warum machst Du immer so häßliche Bewegungen mit den Fingern? Das tut man bei uns in Amerika nicht, sonst wird man ausgelacht. Du solltest versuchen, ohne diese Gesten zu lesen!“

„Ich bin vom Talmudlesen daran gewöhnt, hi, hi,“ sicherte er verlegen.

Ihr Klavierspiel störte ihn nicht beim Studium, denn er war gewöhnt, in der Synagoge unter Lärm zu studieren. Er hielt auch oftmals inne, um dem energischen Anschlag Floras zu lauschen. Wenn die Melodie eine melancholische war, machten die ersten Akkorde ihn aufhorchen, und wenn er lange hinhörte, fühlte er Heimweh; er sehnte sich nach mehr Vertraulichkeit in dem Verkehr mit Flora. Wie gerne wäre er aufgestanden und hätte sich neben sie hingestellt, während sie spielte.

„Ach, wie reizend,“ jagte er und fühlte sich wie in einem Paradies.

„Was suchst Du hier?“ frug sie ihn scheinbar überrascht. „Musik ist nichts für eine „heilige Seele“, wie Ihr seid.“ Sie belustigte sich über den Lieblingsausdruck ihres Vaters.

„Sage das nicht,“ erwiderte er ihr vorwurfsvoll. „Warum lache ich Dich nicht aus?“

Im Ganzen nahm Schaya die Situation ziemlich rückwärts. Er studierte seinen Talmud und die englische Sprache, ließ sich von Tamara mit Lederbissen füttern und streifte auf den Straßen herum. In weniger als sechs Monaten kannte er die Stadt und deren Umgebung besser als Flora und er kannte auch die Bedeutung von zirka tausend englischen Worten.

Flora staunte über seine Fortschritte und über seine rasche Auffassung in Arithmetik und in der englischen Grammatik. In diesen beiden Gegenständen war sie nie sehr stark gewesen und das beleidigte sie. Es war ihr, als ob sie auf ihrem eigenen Boden von der „heiligen Seele“ geschlagen worden wäre.

Die neuartigen Dinge, die er lernte, waren für seinen Geist eine Delikatesse. Er übersetzte viele hebräische Gebete in die englische Sprache und sein größtes Vergnügen bestand darin, sich in Abwesenheit Aseriels mit arithmetischen Problemen abzugeben. Immer mehr beschäftigte er sich mit den Wissenschaften der Goyim.

„Bringe mir eine Geometrie!“ flüsterte er seinem Instruktor zu.

„Ja, ich werde Ihnen eine bringen, aber Herr Stroon darf nichts davon erfahren!“

Die verbotene Frucht wurde geliefert und der Wunderknabe verschlang auch dieses Buch mit seltenem Eifer.

„Wie herrlich!“ sagte er voll Enthusiasmus zu seinem Lehrer. „Nie hätte ich gedacht, daß es so herrliche Bücher gäbe auf der Welt!“

„Und das ist nur der Anfang,“ sagte ihm der Lehrer. „Aber warte, bis Du tiefer eingedrungen bist in die Wissenschaft. O, Du wirst sehen, was es für herrliche Werke gibt.“

„Höre, junger Vurche,“ sagte Aseriel zwei Wochen später zu Schayas Lehrer, „Ihr braucht nicht mehr zu Schaya zu kommen. Ihr geht mit dem Jungen zu weit vor.“

Schaya fand keine Schwierigkeit dabei, die Probleme der Mathematik und Geometrie allein zu enträtseln, aber er schnte sich nach seinem Lehrer und einige Zeit konnte ihn weder der Talmud noch die Geometrie trösten.

„Rate, wo ich gewesen bin?“ frug er Flora, als er eines Tages von der Straße kam. Er sprach hebräisch zu ihr und sie antwortete englisch.

„Nun, wahrscheinlich in der Synagoge.“

„Rein, in der Astor-Bibliothek,“ flüsterte er. „So viele Bücher habe ich noch nie gesehen, Flora, und Du sicherlich auch nicht. Warst Du schon einmal dort?“

„Rein!“ gestand sie zurückhaltend und ein wenig beschämt, daß er schon besser Bescheid wisse, wie sie selbst. „Was habt Ihr dort getan?“

„Ich besah die Bücher und dann suchte ich nach einer großen Geometrie. Dort findet man jedes Buch, das man verlangt. Aber sagen Sie es nicht dem Vater, daß ich dort war.“

„Natürlich nicht,“ sagte sie freundlich. „Können Damen auch hinkommen?“

„Ja, gewiß und sie haben sogar eine eigene Abteilung und es waren viele Frauen dort anwesend, wollen sie auch einmal mitkommen?“

„Ja, ich möchte mir diese Bibliothek auch ansehen.“

„Wollen Sie? O, wenn Sie wüßten, wie schön es ist, dort zu sitzen und zu studieren. Ich vergaß mich, und als mir eine Stelle in dem Buche besonders gefiel, begann ich laut zu lesen, doch da kam ein alter Herr und stieß mich an, und sagte mir, daß das laute Lesen hier nicht gestattet sei.“

Flora brach in ein Gelächter aus.

„Ich wette, Sie haben so gelacht, wie wenn Sie den Talmud studieren.“

„Ja,“ gab er naiv zu.

„Ja. Und dabei habet Ihr mit den Händen Euere gewöhnlichen Bewegungen ausgeführt und habet Euch das Leben aus dem Leib herausgeschüttelt,“ fuhr sie neckend fort.

„Nein, das nicht, ich soll den morgigen Tag nicht erleben, wenn ich das getan habe. Es tut mir nur sehr leid, daß ich noch nicht so gut englisch sprechen kann,“ sagte er. „Als ich Bücher verlangte, hat man mich kaum verstanden.“

„Ich verstehe alles, was Sie sprechen,“ sagte ihm Flora zum Troste. Seine im traurigen Tone gemachte Bemerkung rührte sie.

„Ja, Sie verstehen mich, aber andere Leute nicht! Ich möchte so englisch sprechen können wie Sie! Lassen Sie, bitte eine Seite mit mir, wollen Sie? Soll ich das Buch holen?“

„So eilig! Können Sie nicht warten?“

Er war voll Ungeduld, die Sprache der Fremden zu erlernen, die Buchstaben, die Definition, die Aussprache. Die fremde Sprache schien ihm das große Hindernis, das sich zwischen ihm und die entzückende Welt, die sich vor ihm eröffnet hatte, stellte.

„O, Flora, lange sollen Sie leben, aber hören Sie ein wenig zu, wie ich jetzt lese.“

„Ja, ja,“ gab sie mit gutem Interesse nach, weil sie sich geschmeichelt fühlte.

Er las eine Weile laut vor. Dann wurde er zerstreut.

„Sie haben eine Zeile ausgelassen,“ sagte sie ihm.

„Ja, es ist möglich.“

Sie saßen in respektvoller Distanz von einander entfernt. Ihre schöne Figur spiegelte sich im Pfeilerspiegel wieder. Sie trug eine dunkelblaue Seidenbluse, die mit Rot gepunkt war, im Haar trug sie eine rote Maske. Sie neigte sich ein wenig nach vorne über das Buch, um irgend ein Wort, das er schlecht ausgesprochen und sie nicht verstanden hatte, zu sehen. Für einen Augenblick hatten sich ihre Gesichter berührt. Ihre eisenbeinigen Wangen waren plötzlich feuerrot geworden.

„Wo hältst Du?“ frug sie verlegen.

Er konnte nicht antworten. Seine Blicke tauchten in Ihre Augen. Nach einer Weile sagte er:

„Es ist sehr schwül hier!“

Sie hatte den Impuls, ihr Gesicht fortzuwenden. Doch sie fühlte sich nicht frei. Er näherte sich ihrem Gesichte und sie fanden sich in einem heißen Kusse. Keines sprach ein Wort, doch ihre Herzen pochten wild.

„Du schlechter Junge,“ sagte sie nach einer Weile. Dann brach sie in ein nervöses Gelächter aus. „Sind das die „frommen Seelen“?“

„Sag das nicht, Flora. Du weißt, Du verletzest meine Gefühle.“ Ermutigt durch ihre Sanftmut, küßte er sie wieder leidenschaftlich. Als sie sich von seiner Umarmung befreit hatte, fühlte er sich um zehn Jahre älter, und als seine Augen auf den Bücherschrank fielen, fragte er sich, was diese glänzenden, massiven Bände da täten.

„Wirßt Du es Deinem Vater sagen, daß Du nun mit mir einverstanden bist?“

„Das weiß ich noch nicht! Höre, Schaya! Möchtest Du nicht Doktor werden?“

„Aber Dein Vater würde mich ja fortjagen, wenn er es erfahren würde.“

„Aber nehmen wir an, er hätte nichts dagegen einzuwenden.“

„O, dann würde ich gerne studieren und ein Doktor werden! Aber Reb Aseriel wird das nicht zugeben.“

„Höre, kannst Du ein Geheimnis bewahren?“ frug sie wie ein Schulmädchen, das ein Komplott schmiedet.

„Meinst Du darüber, daß ich Dein Bräutigam sein werde?“

„Rein,“ widersprach sie ungeduldig. „Ich meine Dein Studium. Papa muß es ja nicht wissen. Bis es zu spät ist. Wenn Du einverstanden bist, können wir das Nähere besprechen.“

„Das will ich. Und ich kann Geheimnisse bewahren.“

„Also, Schaya, ich wünsche, daß Du Doktor wirst! Wenn Du das werden möchtest, könntest Du mein alles

werden, möchtest Du mir das Theuerste auf Erden sein! O, wie schön wäre es, wenn Du mit gebildeten Leuten, wie mit Deinesgleichen verkehren könntest! Wir werden zusammen ins Theater gehen und werden zusammen schöne Bücher lesen; und Du wirst einen Zylinderhut tragen und wirst in einem Buggy fahren. Herr Dr. Gollub, was halten Sie davon?"

Sie näherte ihre Lippen den seinen und sie küßten sich immer wieder.

"Weißt Du, Schaya, wenn Papa jetzt kommt, kannst Du mit ihm sprechen. Ich mache es Dir leicht."

"Aber ich schäme mich," sagte er.

"Nun, ich werde ihm nichts sagen," war ihre gereizte Antwort.

"Aergere Dich nicht. Ich will ja alles tun, was Du wünschst, Flora," sagte er.

Als Ahsriel und Schaya allein im Salon waren, sagte der junge Mann verlegen:

"Flora beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß sie jetzt einverstanden ist."

"Einverstanden?! Womit?" frug der alte Mann heftig.

"Meine Braut zu sein."

"Also endlich? Hat sie es Dir gesagt? Wann? Tamara!" rief er und stieß den Knaben sanft zur Seite. "Tamara, lange sollst Du leben! Der Allmächtige hat Erbarmen gehabt. Florale ist zu Verstand gelangt. Gesegnet sei Gott!"

"Gesegnet sei der Allmächtige!" wiederholte Tamara. "Ja, wenn Er will, müssen eiserne Berge weichen. Es ist eine göttliche Heirat. Mögen sie hundert Jahre leben. Maseltow."

"Maseltow Dir und uns allen!" sagte Ahsriel. "Doch, wo ist Flora? Hole Getränke, Tamara!"

Ahsriel ging zu der Stelle, wo die Sammelbüchse zur Erhaltung der Pilger nach Palästina besetzt war und warf einige Münzen hinein.

"Ich danke Dir und preise Dich, o Herr der Welt, für die Gnade, die Du mir erwiesen hast. Mögest Du die Kinder immer beschützen und Schahas heilige Seele erhalten. Du weißt, die Heirat ist Dein Wille — ich bin nur Dein Sklave."

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Dr. Moritz Gudemann, Oberrabbiner in Wien. „Jüdische Apologetik“. Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums. Ladenpreis Mk. 7.—. Verlag von Karl Fleming, Glogau, 1906.

Unsere Hoffnung. Monatschrift für die reifere, jüdische Jugend. Redaktion und Administration: VI/1, Ertshayzgasse 33, III. Jahrgang, Heft 10, 1906. Inhalt: Arbeit. — Dr. J. M.: Das Arbeitsverhältnis nach jüdischem Rechte. — Dr. Ernst Müller: Achad Haam. — S. A.: Der jüdisch-deutsche Jargon. — Ch. N. Bialik: Nächtliche Zwerge. — Mendele Mocher Sforim: Fragment. — E. L. Ladier: Die Sukah. — Bücherchau, Korrespondenzen, Rundschau, Rätsel.

Rosa Feigenbaum. Von Wien nach Sebduu. Preis 1 Krone. Der Ertrag ist dem „Erholungsheim für Arbeiterinnen“ des Vereines „Frauenhort“ gewidmet. Im Selbstverlage des Vereines „Frauenhort“. Wien 1906.

Briefkasten.

R. D. S. Nach Drach Chajim 44, 5 ist es eine Tradition, daß alle im Gotteshause Anwesenden zu fasten haben, wenn ein Esfer zur Erde fiel. Nach manchen Reiponen hat bloß der Schuldtragende, durch dessen Unvorsichtigkeit das Esfer zur Erde fiel, einen Fasttag zu halten. Indessen ist es Sache des Ortsrabbiners, über dieses Fasten Bestimmung zu treffen; er kann das Fasten in ein Almosen von entsprechender Höhe verwandeln.

Ehre wem Ehre gebührt. Die letzte Sitzung des Gemeinderates war überhaupt sehr reizend. Hier Hütter, der erzählt, der

Bürgermeister hätte nicht die Wahrheit gesagt, als er behauptete, niemand habe den Fleischhauern die Großschlachtereie angetragen. Dort Geymann, der Hütter unter Beifaßgeschrei der Parteigenossen als Lügner hinstellt. Zum Schluß zeigt sich, daß Hütter Recht behält. — Dann der kleine Spaß vom Bruder des Volkstretters Schneider, der eine Spenglerarbeit im zweiten Bezirk erhält, trotzdem er nicht das billigte Opfer machte. Mähte sich, wer kann! Es ist einer des anderen in dieser Sippe würdig.

Christ in Währing. Wir raten ihnen dringendst ab, dem Judentum beizutreten. Jeder Bube hat dann das Recht, sie strafflos zu beleidigen. Suchen sie eine Stelle, finden sie alle Türen versperrt. In ihrem freien Erwerb sind sie behindert. Sie finden ein eigenes Recht und Verfolgung von allen Seiten. Da ist es immerhin noch besser, Bergani und Lueger zu Glaubensgenossen zu haben.

Dolejs. Bis heute hat die Schneidergenossenschaft keine Generalversammlung einberufen, trotzdem man doch gerne was Gewisses über die Ehrenhaftigkeit des Obmannes hätte erfahren wollen. Aber die Unterführer bekamen strenge Weisung vom Rathaus, reinen Mund über die vorgekommenen Schweinereien zu halten, und der dumme Kerl von Wien hat einfach zu blechen und zu schweigen. Nieder mit der jüdischen Korruption!

J. S. „Oesterreichische Union“, Universitätsstraße 8. Sekretär Herr Siegfried Fleischer.

A. S. in **W.** Wir haben die Exemplare an höherer Stelle weitergeleitet.

Notiz.

„Hotel Polonia.“ Der bekannte Eigentümer dieses Etablissements, Herr M. Gerstmann, übernahm jüngst das wiedereröffnete **Hotel-Restaurant** (II., Rote Sternengasse 7 a) nunmehr in eigene Regie und wird sich bestreben, seinen Gästen in jeder Beziehung nur das Beste zu bieten.

Kundmachung

betreffend die Aufnahme in die Religionslehrer-Bildungsanstalt.

Zufolge Beschlusses des Vorstandes der israel. Kulturgemeinde Wien wird in diesem Schuljahre eine Bildungsanstalt für israelitische Religionslehrer an Wiener Volk- und Bürgerschulen errichtet

Die Anstalt wird aus einer Klasse mit vierjährigem Lehrkurse bestehen.

Der Unterricht ist unentgeltlich.

Die Bewerber haben nachzuweisen, dass sie die ersten vier Klassen einer Mittelschule oder Bürgerschule mit gutem Erfolge absolviert haben.

Die Aufnahmebedingungen sind im Sekretariate der israelitischen Kulturgemeinde, I., Seitenstettengasse 4, erhältlich.

Die Gesuche um Aufnahme sind an das Kuratorium der Bildungsanstalt für israel. Religionslehrer, Wien, I., Seitenstettengasse 4, zu überreichen.

Das Kuratorium.

Wirtschafterin gesucht

für ein Institut, welche die Küche versteht und schon womöglich in leitender Stellung war. Nicht über fünfzig Jahre. Anträge unter „Wirtschafterin“ an die Administration des Blattes.

Gesucht wird eine Familie, die sich mit Maschinstricken beschäftigt u. die zwei Strickerinnen in Miete und Verpflegung nehmen würde. Ansprüche u. Referenzangaben zu richten unter „Arbeit“ an die Administration des Blattes.

Jurist besonders tüchtig in Mathematik und Philologie, erteilt gründlichen Unterricht. Gefällige Zuschriften erbeten an L. Blum, cand. jur., XIV., Sechshausenstr. 70.

Geprüfter, tüchtiger Klavierstimmer

erlaubt sich dem p. t. Publikum bestens zu empfehlen.

W. KREITLER, II. B., Blumauergasse 18/3.

Groß-Meseritsch. Am ersten Tage Sukkoth verchied das hiesige Gemeindeglied Herr Ferdinand Neumann in seinem 70. Lebensjahre. Der Verbliebene war langjähriges Mitglied des Kultusvorstandes und Talmud-Thora-Vorsteher. Die allgemeine Sympathie und Wertschätzung, deren sich der Dahingeschiedene in jüdischen wie in nichtjüdischen Kreisen erfreute, manifestierte sich in der überaus zahlreichen Beteiligung an seinem Leichenbegängnisse. Die nach dem Abfingen der üblichen Trauerpsalmen vom Oberkantor Steiner gehaltenen Trauerrede über das Leben und Wirken des teuren Verbliebenen wirkte allseits ergreifend auf alle Zuhörer. Ein ehrendes Andenken bleibt dem Dahingeschiedenen für alle Zeiten gesichert.

3. S.

Ein jüdischer Richter.

Wie man aus Rosenberg in Ungarn meldet, ist dort der Präsident der israelitischen Kultusgemeinde, Jakob Klein, einstimmig zum Stadtrichter (Bürgermeister) gewählt worden.

Kostel Eine Ehrung ganz außergewöhnlicher Art wurde am vergangenen Simchas-Thora unserem ehrwürdigen Herrn Rabbiner Dr. Karl Duschinsky zuteil Am 11. d. M., Donnerstag, wurde nun um halb 8 Uhr abends ein Fackelzug mit Musikbegleitung ihm zu Ehren veranstaltet. Ein Zug von mehreren hundert Personen (darunter auch der katholische Stadtpfarrer Herr Konjstoriat Beier und viele Nichtjuden) begab sich vor die Wohnung des Rabbiners und eine Abordnung unter Führung der Kultusvorstandsmitglieder Sachs und Bauer und des Chewra-Rabbiners Glaspiegel begab sich in die Wohnung des Rabbiners, wo Herr Nathan Weigl in beredten Worten der Liebe und Verehrung, die die Gemeindeglieder ihrem Rabbiner entgegenbringen, Ausdruck verlieh. Tiefgerührt dankte Herr Dr. Duschinsky. Auf allgemeinen Wunsch mußte der Rabbiner auch zu der vor dem Hause harrenden Menge einige Worte sprechen, worauf Herr Oberkantor Dunitzer mit dem Tempelchor und der ganzen Schuljugend die Kaiserhymne sang. Nachdem Herr Dr. Duschinsky noch besonders auch seinem katholischen Kollegen für die durch sein Erscheinen bewiesene Friedensliebe und Vorurteilslosigkeit gedankt hatte, endete mit einem Hoch auf den Kaiser der imposante Aufzug. Nachher wurden auch dem Kultusvorsteher Herrn B. Kohn und dem Bürgermeister der Judenstadt Herrn Jos. Rosenzweig Ständchen gebracht. Zum Schlusse vereinigte sich die Gesellschaft im Restaurant Mich. Weigl zu einem gemüthlichen Abend.

Feuilleton.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen übersezt.

(Fortsetzung.)

IX. Kapitel.

„Ist Schaya hier?“ frug Aseriel eines Tages, ehe er Floras Zimmer betrat. Es war vier Monate nach der Verlobungsfeier seiner Tochter mit dem jungen Talmudisten; die Hochzeit war auf ein späteres Datum verschoben worden. Aseriel verlegte den Krönungstag seines Werkes, wie man eine Flasche seltenen Weines für einen besonderen Tag aufhebt. Er fürchtete sich, in dieser Welt zu viele Freuden zu genießen, die seinen Anteil in der künftigen Welt verringern könnten. Wird der Allmächtige es wollen, daß er seine Tochter und den „heiligen Knaben“ unter den Trauhimmel führe? Aseriel hoffte, daß es ihm gegönnt sein werde.

„Ist Schaya hier?“

„Ja, Papa,“ antwortete Flora, indem sie ihre Augen von dem Buche erhob, das sie eben gelesen hatte.

Die Türe zu Schayas Zimmer stand offen. Aseriel blieb stehen und lauschte auf den Sing-Sang des jungen Mannes; sein Gesicht strahlte.

„Meine Krone, mein Kadisch, meine Hoffnung in der zukünftigen Welt“, murmelte er beglückt.

„Hast Du schon gefrühstückt, Papa?“ frug Flora.

In diesem Augenblick brach der Sing-Sang ab und die hebräischen Worte erklangen in begeistertem Tonfall. Aseriel winkte seiner Tochter, still zu sein, dann sagte er leise:

„Das ist mein bestes Frühstück! Das ist etwas für die Seele! Die Würmer im Grabe können das nicht berühren, das

nehme ich mit mir in die andere Welt. Alles andere ist Blunder.“

Er wollte sich entfernen, aber es fiel ihm schwer, sich loszureißen. Und Aseriel ging zu der Türe und erfreute sich am Anblick seines gelehrten Knaben. Schaya neigte sich über den Talmud nach vorne und rückwärts. Flora beobachtete mit schalkhaftem Entzücken ihren Vater.

„Ich sollte mich nicht so sehr weiden an seinem Anblick“, sagte Aseriel. „Ich könnte ein Ajin hora, böses Auge auf ihn werfen.“ Als er das andere Zimmer erreicht hatte, sagte er zu seiner Tochter: „Ich fürchte, daß Du ihn durch Deine Anwesenheit störst. Eine hübsche Braut ist imstande, eines jungen Mannes Gedanken allzusehr in Anspruch zu nehmen, ihn zu verwirren und ihn von der Thora zu entfernen. Er sollte lieber in den Synagogen studieren.“

Das junge Mädchen errötete bis in die Haarwurzeln. Raum hatte sich der Vater entfernt, als sie mit fröhlichem Getöse in sein Zimmer stürzte:

„Run bist Du wieder gerettet, Geliebter,“ sagte sie und zog unter dem Stoß von hebräischen Büchern ein englisches Werk über Naturphilosophie hervor.

„Hast Du mich fingen gehört?“ frug er.

„Natürlich habe ich alles gehört“, sagte sie strahlend.

„Du hast mich gerade bei einer interessanten Lektüre unterbrochen!“

„So, was war es denn? War es die Abhandlung über den Ton?“

„Ja, aber jetzt fängt die Sache erst an, mich zu interessieren.“

Er erklärte ihr in Yiddisch, was er über die Akustik gelesen hatte und sie tauschte seinem enthusiastischen, populären Vortrag mit liebender Aufmerksamkeit.

Wenn Schaya für ganze Nachmittage, manchmal auch Vormittage fern vom Hause war, gebrauchte er stets die Ausrede, daß er seine Zeit in den verschiedenen Synagogen des jüdischen Viertels verbringe. Aseriel, sein stolzer Beschützer ermutigte ihn dabei noch, denn er freute sich, daß der Bräutigam seiner Tochter „das heilige Wissen in der Gemeinde verbreite“. „Dein Wissen ist eine Gottesgabe, Schayalie und Du brauchst Dich nicht zu schämen, damit hausieren zu gehen. Reb Lippe jagte, Amerika benötige einen Mann wie Dich, der die heiligen Gesetze im Lande verbreitet. Gehe hin und tue das und der Allerhöchste wird uns helfen zu Deinem Heil.“

Der Wunderknabe und sein Importeur bildeten das Tagesgespräch der orthodoxen Kolonie und nichts erfreute Aseriel mehr, als den Bräutigam seiner Tochter von den Talmudisten loben zu hören. Doch es kam eine Zeit, wo Aseriel wahrnahm, daß man den jungen Mann seltener erwähnte und die früheren Lobreden hatten ganz aufgehört. Aseriel vermied die schmeichelhaften Aeußerungen über seinen zukünftigen Schwiegerjohn und er belästigte die Bekannten durch unaufhörliches Erzählen über Schaya, alles in der Absicht, ein anerkennendes Wort über dessen Talente zu erzwingen. Aber diese Konzeption geschah in sehr lauer Weise und Aseriel dürrtete mehr denn je nach Anerkennung für seinen Schwiegerjohn. Besonders um das Lob Ben Tzalels, eines armen kränklichen Hausierers, der als einer der frömmsten und gelehrtesten Männer der Gemeinde bekannt war, lechzte Aseriel. Er liebte diesen Menschen wegen seiner Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit. Oft lud Aseriel ihn in sein Haus ein, doch der armselige, unterernährte Hausierer lehnte stets ab.

„Was werde ich bei Ihnen tun, Reb Aseriel?“ frug er mit kläglichem Lächeln. „Soll ich Ihre kostbaren Teppiche und Möbeln bewundern und daran denken, daß Sie ein reicher Hausbesitzer und ich ein armer Hausierer bin? In der Synagoge bin ich gerne mit Ihnen zusammen, denn da sind wir beide gleich.“

Die ungewöhnliche Zurückhaltung Reb Tzalels über die Verdienste Schayas wurmte und betrübte Aseriel immer mehr und er beschloß, den Grund dieser Schweigsamkeit zu erfahren.

Eines Abends saß Aseriel neben Reb Tzalel im Studierzimmer ihrer Synagoge. Es war im Spät-November und Schaya?

Hochzeit hätte zu Chanuka, einige Wochen später, stattfinden sollen. Der Abendgottesdienst, der an Wochentagen in diesem Raum abgehalten wurde, war vorüber und die Studierenden konnten sich nun ungestört dem Studium ergeben. Die beiden großen Räume, deren Türen offen standen, waren durch Kerzen beleuchtet, die auf den langen Tischen in hohen Leuchtern standen. Die offenen Bücherschränke waren vollgestopft mit alten, stark abgenutzten Werken; die Bücher, die am meisten gebraucht wurden, lagen in Stößen auf den Tischen und Fensterbrettern.

In einem Zimmer saßen die Mitglieder der täglich zusammenkommenden Mischnaklasse. Es waren ihrer zirka ein Duzend junge Männer, meist Hausierer und Handwerker, die nach des Tages Mühen herkommen, um die heiligen Bücher zu lesen. Kaum einer von diesen konnte den Gemaraheft des Talmud und selbst die Mischna konnten sie nicht fehlerlos lesen. Sie saßen alle vor ihren offenen Büchern und hörten einem Lehrer zu, der ein alter Mann in zeretzter Kleidung war, dessen Augen Flammen intellektueller Begeisterung schossen. Er las laut vor und neigte und bückte seinen unordentlichen Kopf, indem er bemüht war, seinen Hörern die Mischna zu deuten. Einige der Zuhörer folgten in demütigem Schweigen seinen Auseinandersetzungen und fuhren mit dem Zeigefinger den Linien entlang. Die Mutigeren unterbrachen den gewichtigen Mann, indem sie ihrer Freude über die eine oder andere Erklärung Ausdruck gaben, oder irgend einen Widerspruch herausstifteten; andere wieder wiederholten mit leiser Stimme und gut gespielter Aufmerksamkeit halbe Sätze, einige suchten ihre Unsicherheit und Unkenntnis durch schüchternes Weisfalskreden zu verbergen und noch einige mußten durch ziemlich unsanfte Stöße ihrer Nachbarn aus dem Schlaf geweckt werden. Im Hintergrund des Raumes standen einige „Bauern“, für die (wie zum Beispiel für unseren Aziel) die Mischna eine Sache war, die über ihre intellektuellen Kräfte ging.

Einer dieser langen Tische im anstoßenden Raum war mit den offenen Folios der täglichen Gemaraklasse bedeckt. Es gehörten zu dieser Klasse etwa fünfzehn Mitglieder, jeder Altersstufe und jedmöglicher ökonomischer Lage, vom kleinen Aepfelhändler, für den die heiligen Bücher eine Quelle der Freuden in diesem wie im zukünftigen Leben bedeuteten, bis zum wohlhabenden, gutgekleideten Möbelhändler, dem der Talmud zur zweiten Natur geworden. Es waren einige „kühne Geister“ in dieser Gruppe und sogar ein oder zwei Wunderknaben gleich Schaya. Die Klasse bedurfte keines Führers, doch ein alter Mann mit schneeweißem Bart und einem jüngerlingsgleichen Antlitz waltete hier als Vorleser. Er ließ viele Sätze, aber er tat es nur, weil er sie für zu bekannt hielt und des Wiederholens unnötig fand. Wenn er dem Text etwas hinzuzufügen hatte, wandte er sich vorerst an den Mann, der ihm zunächst saß, schnappte lustig nach seinen Fingern oder zwickte ihn voll Begeisterung in den Arm. Die anderen nahmen durch sonderbare Bewegungen mit den Fingern, durch Wiederholung ganzer Absätze, durch unbeschreibliche Gesten Teil. Plötzlich brach die ganze Klasse in ein tolles Stimmengewirr aus. Als dieser Ausbruch der Begeisterung sich gelegt hatte, folgte der Ausdruck allgemeiner Freude und die ganze bunte Gesellschaft sah aus wie eine glückliche Familie am Sabbattisch.

Die anderen Tische waren von Lambims (gelehrten Männern) besetzt; einige dieser summteten über ihren dicken Folios, andere lachten und murmelten zu sich selbst wie verliebte Mütter zu ihren Kindern; noch andere klagten oder brummteten über ihren Büchern oder schlugen sie, und schrien gellend auf vor Entzücken oder sie röhrten wie Tiere im Käfig. Ein Patriarch, der seinen zehnjährigen Enkel unterrichtete, jauchzte unter einer verwickeltesten Pantomime vor Freude; ein kleiner Schüler saß vor einem Buch, das größer war als er selbst; ein alter Mann schwenkte demutsvoll seinen Körper und ringelte die Seitenlöcher; ein oder zwei der stimmheiseren Battonim, die auf der Suche nach Gold nach Amerika gekommen waren, aber jetzt von der Gemeinde erhalten werden mußten, wohnten dafür täglich dem Gottesdienste bei. Alle

diese Stimmen, Gesten und Bewegungen vereinigten sich zu einem Chaos, das einen seltsamen Anblick gewährte.

Aziel sah das Schauspiel mit an und, obgleich er nicht daran teilnehmen konnte, betrachtete er das Ganze, seitdem sein Wunderknabe dazu gehörte, für eine Welt, in der er auch eine Stimme habe. Er saß in einem entfernten Winkel des Gemarazimmers und betrachtete mit Ehrerbietung die lärmenden Szenen und bewunderte Reb Tzalel, der in seiner Nähe war. Das skelettartige Antlitz und die brennenden Augen dieses Hausierers starrten auf sein Buch vor sich hin und dazu erklang ein melancholisches Gesumme. Plötzlich hielt Reb Tzalel inne, um sich mit Aziel in ein Gespräch einzulassen. Als Aziel wie gewöhnlich Schayas geistige Anlagen und dessen Genius pries und dabei vergeblich auf ein zustimmendes Wort des Hausierers harnte, sagte dieser endlich:

„Wozu wollen wir Katz und Maus spielen, Herr Stroon? Ich muß es Ihnen endlich sagen, was wie ein schwerer Stein auf meinen Herzen lastet: Ihr Schaya ist auf dem Wege Böses zu tun. Er ist ein Appicores“ (Atheist).

„Ein Appicores?“ fragte Aziel, als ob er die Bedeutung des Wortes nicht fassen konnte.

„Ja, ein Appicores und ein Trobeam, der Sohn des Nebat — er sündigt und verleitet andere zur Sünde,“ erklärte der Talmudist streng. „Ich verursache Euch höchst ungerne diesen Kummer, doch er ist in den heidnischen Büchern schon zu weit eingedrungen. Wenn er in Ihrer Abwesenheit hier ist, erzählt er jedem, daß sich die Erde um die Sonne bewegt und wie Regen und Donner und Blitz, wie Tag und Nacht alles verstandesgemäß erklärt werden könne — möge der Engel des Todes ihnen erklären, mögen sie — — —“

„Halt ein, Reb Tzalel!“ schrie Aziel. „Du darfst ihn nicht verwünschen, Du erhältst ihn nicht. Und was Du da sagtest, ist eine Lüge! Eine so große Lüge wie Og der König von Baschan!“ schloß er mit lauter Stimme und erhob sich von der Bank.

„Eine Lüge! sagtet Ihr. Nun dann sollt Ihr alles erfahren. Der kleine Mendele sah Ihren importierten Wunderknaben am Sabbath Zigaretten rauchen!“

„Schaya am Sabbath rauchen!“ Die greifbare Art dieser Sünde traf den alten Mann mehr wie alle andere, was der Hausierer bis jetzt über Schayas sündhafte Theorien gesagt hatte.

„Schaya soll am Sabbath geraucht haben!“ wiederholte der alte Mann. „Nun, ich sage, Ihr selbst und alle, die das behaupten, sind Lügner und Verleumder, Mendele hat es aus Reid gesagt, weil er für seine Tochter nicht so einen Bräutigam haben konnte, wie ich für meine Flora. Ja, ich habe ein Wunder an Talmudgelehrsamkeit für meine Tochter gefunden und er hat nach einem solchen geangelt. Ich habe das erreicht — und alle anderen hersten vor Reid.“

Er schnalzte mit der Zunge und gestikulerte mit den den Fingern und sah seine Zuhörer für einen Augenblick mit funkelnden und vernichtenden Blicken an.

„Nun, ich will mit einem Am haarez nicht streiten,“ sagte Reb Tzalel angewidert.

Seine Worte waren in dem Lärm ringsumher kaum zu vernehmen, erreichte aber Aziels Ohr und das traf seinen wundesten Punkt.

„Schweig, Reb Tzalel,“ sagte er erbleichend.

„Warum das? Das ist nicht Euer Haus, das ist Gottes Wohnhaus. Hier bin ich reicher als Ihr. Ich bedauere Euch nicht. Ihr waret ein Am haarez und seid einer. Aber dieser Junge hätte der Stolz Israels werden können und Ihr habet ihn nach Amerika gebracht und habet einen Appicores aus ihm gemacht. Weh, weh, weh!“

„Seid still, Reb Tzalel! Habet Mitleid,“ bat Aziel mit gedämpfter Stimme, „streue nicht noch Salz in meine Wunde. Verzeihet mir, Ihr wißt, daß ich ein Am haarez bin. Habet Mitleid und jaget nichts mehr, aber — alles, was Ihr, was die Anderen Euch gesagt haben, ist Lüge. Die Cholera komme über

fiel!" Und nach Atem ringend, stürzte er aus der Synagoge hinaus.

Als er auf der Straße war, wurde er sich bewußt, daß ein schwerer Schicksalsschlag ihn betroffen habe, doch er verstand die Bedeutung in ihrem ganzen Umfang nicht recht; es war zu plötzlich gekommen.

"Ein Appicorez, ein Appicorez," sagte er zu sich selbst, "Ein Appicorez, der am heiligen Sabbath raucht! Nein, es kann nicht wahr sein, es muß eine Lüge sein!"

Er starrte in die Richtung, wo Mendele wohnte und wäre am liebsten hingeeilt und hätte diesen rothaarigen Angeber in Stücke zerrissen. Doch Aziel wandte sich heimwärts. Es fehlte ihm der Mut, dem Manne ins Auge zu sehen, der den Bräutigam seiner Tochter am Sabbath Zigaretten rauchen sah. Das Bild Schaya's kam ihm beschmuht vor und entweicht, und, obgleich er all das von dem geliebten Wunderknaben nicht glauben konnte, eilte er zornig im Sturmschritt nach Hause.

Er beschloß, abzuwarten und alles selbst in Erfahrung zu bringen. Zum erstenmale im Leben kam er sich feig vor. Er erzitterte bei dem Gedanken, daß die Behauptungen des Hausierers sich bewahrheiten könnten.

Als Schaya ihm beim Abendessen gegenüber saß, konnte er ihn nicht anschauen und sein Herz flüsterte ihm zu: "Ein Appicorez, ein Appicorez." Doch er sagte nichts und das unausgesprochene Wort rief eine bedrückende, unheilvolle Stimmung hervor.

Er haßte Schaya jetzt, das fühlte er deutlich.

"Wo warst Du so lange, Papa?" frug Flora.

"Tief in der Erde. Du brauchst Dich nicht zu kümmern, wo ich war," schrie er sie an.

"Papa," sagte sie erschrocken, "was ist mit Dir vorgegangen?"

Er antwortete nicht.

"Warst Du beim Maariv-Gottesdienst?" frug jetzt Schaya.

"Ich habe in der Souwall-Synagoge studiert," fügte er dann noch hinzu.

Aziel verblieb in grimmigem Schweigen. Tamara und die beiden jungen Leute bemühten sich vergeblich, ein Gespräch in Gang zu bringen. Das Nachteffen verlief in unerträglicher Stille.

"Ich fürchte, Papa hat etwas erfahren," sagte Flora zu Schaya, als sie allein waren.

"Ach woher, es ist nicht das erstemal, daß er schlecht gelaunt ist. Er hatte gewiß Verdruß mit einem Pächter."

"Möglich!" sagte Flora traurig. Doch wenn er erfahren haben sollte, daß Du studierst, daß Du Doktor werden sollst — — — Ich bin halbtot vor Angst."

"Ich wollte, meine Hochzeit wäre vorüber," sagte Schaya bekommen und verließ das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

N. Sie haben Recht, wenn Sie bei der Lektüre der Memoiren Hohenlohes finden, daß im Gange der hohen deutschen Politik die Eigenschaften wirklich zu finden sind, die uns Juden die Antisemiten andichten. Die Bismarckhule der modernen Diplomatie hatte als Prinzipien den höchsten Eigennutz und die größte Struppellofigkeit. Man schreckte vor der laziesten Auslegung der Moral nicht zurück, wenn man gegen Freunde Geheimverträge abschloß, mit denen man eben einen offenen Bundesvertrag gemacht hatte. Ewiges Intriguenpiel, bei welchem man es mit der Wahrheit nie allzu ängstlich genau nahm, beeinflusste den Gang der Weltgeschichte und die Möglichkeiten von Völkerringen. Was nun die Veröffentlichung selbst anbelangt, welche die "Times" eine epochale Indiskretion nennt, so geschah sie aus sehr dunklen Motiven und keineswegs zum Vorteil des Vaterlandes. Fürst Hohenlohe hatte also in gar keiner Beziehung ein moralisches Recht darauf, einen superioren antisemitischen Standpunkt einzunehmen und vom "talmudistischen Gedankengang" Weichröders und seiner "jüdischen Politik" zu sprechen. Vielleicht hätte es auch den deutschen Staatsmännern nicht geschadet, etwas vom Verstande und der Ethik des Judentums anzunehmen, als durch kurzfristige Rücksichtslosigkeit

und schwere Immoral auf Jahrzehnte hinaus die deutsche Politik verdächtig zu machen.

H. P. Was wollen Sie denn von Oppenberger anderes als die Aeußerung, man möge für jedes Attentat in Rußland eine Anzahl Juden aufknüpfen. Dieser Beweis antisemitischer Bestenhaftigkeit und Dummheit wurde nicht von ihm das erste Mal aufgestellt, sondern vom "Deutschen Volksblatt". Dieser Blutdurst erwacht bei den Antisemiten immer, wenn sie über den anderen Durst getrunken haben. In vino veritas — die Henkernatur der Christlich-Sozialen erscheint unter Illumination in ihrer lieblichen Blüte, und wenn man ihnen zuhört, glaubt man wirklich, daß diese alkoholisierte Bande nicht genug Patronen und Galgen für die Juden hätte, wenn sie könnte, wie sie wollte. Aber fürchten Sie nichts! Die Partei, deren einziger Daseinszweck die Judenfreßerei ist, müßte sich ja sofort auflösen, wenn der letzte Jude verzehrt wäre.

K. R. Der Artikel des Dr. Otto Herschmann in der "Oesterreichischen Rundschau" widerlegt wieder einmal das Märchen von der körperlichen Minderwertigkeit der Juden, indem der Verfasser, eine Autorität in Sportsachen, die Begabung der Juden für diesen Zweig turnerischer Fähigkeiten rühmt. Tatsächlich sind Juden hervorragend in allen Zweigen leichter und schwerer Athletik wie auch des Sports mit Ausnahme des Ruderns. In den Wiener Ruderkubs werden nämlich Juden nicht aufgenommen — dagegen sind die Wiener Ruderer die schlechtesten auf dem Kontinent.

Schule. Neu, in dem einen Punkte haben die Wiener Heinze-Männchen recht. "Kabale und Liebe" ist tatsächlich für eine Saülvorstellung nicht geeignet und es wäre ein schwerer pädagogischer Fehler gewesen, die Aufführung für die Schuljugend zu dulden.

Jude. Diese liberale Kleinigkeit von Carmen Elyva bringen wir nicht. Carmen Elyva hat einen antisemitischen Feldzug in der ausländischen Presse geleitet und noch so viel Sünden gegen Juden auf ihrem robusten Gewissen, daß diese liberale Bergecklichkeit, mit welcher sie auf Reskame ausgeht, jede Bedeutung verliert.

3. 1906. Der Todestag ist der 2. September.

J. B. in Kreuz. Da uns die gemeldeten Tatsachen unglaublich erscheinen, müssen wir von der Beantwortung der Fragen absehen.

L. S. Das Inserat kostet 2 K.

Konkurs.

Bei der israelitischen Kultusgemeinde Mödling gelangt die Stelle eines

Kantors

zur Besetzung. Derselbe hatte gleichzeitig Religionsunterricht zu erteilen und die Agenden eines Sekretärs zu besorgen. Mit dieser Stelle ist ein Jahresgehalt von 1600 Kronen, sowie die üblichen Emolumente verbunden. Bewerber, die über eine schöne kräftige Stimme und musikalische Bildung verfügen, wollen ihr eigenhändig geschriebenes Gesuch mit Anführung ihrer bisherigen Verwendung, ferner Alter, Heimat und Familienstand an den unterzeichneten Kultusvorsteher einsenden.

Mödling, Oktober 1906.

Der Vorsteher der isr. Kultusgemeinde Mödling: **Bélat.**

Rundmachung.

Aus der Dr. Anton Bizen'schen medizinischen Fakultätsstiftung sind die aufgelaufenen Interessen per K 168 — zu gleichen Teilen an zwei österreichische israelitische unbemittelte Doktoranden der Medizin an der k. k. Universität in Wien zu verleihen. Zum Genuße dieser Stiftung sind vor allem Anverwandte der Familie Bizen und Grünholz, sie mögen wo immer gebürtig sein, berufen. Von den Nichterwandten haben die in Mikoltsburg, dann die in Mähren überhaupt geborenen Kompetenten den Vorzug vor jenen, welche in anderen k. k. Kronländern gebürtig sind. Die Bewerber haben die bei Stipendiumsverleihungen überhaupt vorgeschriebenen Dokumente und außerdem eine vom Dekan der medizinischen Fakultät in Wien ausgestellte Bestätigung über die abgelegte erste strenge Prüfung in Betreff des dabei erhaltenen Ruffuß ihrem Gesuche beizufügen und dasselbe beim Wiener medizinischen Doktoren-Kollegium, I, Potenturstraße 19 bis längstens **1. November 1906, 12 Uhr mittags** zu überreichen. Nur die mit einem legalen Armutszeugnisse versehenen Bewerbergesuche genießen die Stempelfreiheit.

Vom Wiener medizinischen Doktoren-Kollegium:

Dr. Heim m. p.

Dr. Kempf m. p.

Ignaz und Rosalie Wolf Krankenunterstützungs-Stiftung.

Am 11. Thebet, d. i. am 28. Dezember 1906, gelangen die halbjährigen Interessen der obigen Stiftung zusammen per K 200.— an arme hilfsbedürftige Kranke der hiesigen israelitischen Kultusgemeinde zur Verteilung. Die Bewerber haben ihre mit dem Armuts-

Kaiser Franz Josephs-Ferienheim in Tischnowitz-Vorkloster.

In den Sommermonaten dieses Jahres waren in den Rekonvaleszenten-, Herzkranken- und Strophulosekolonien des Kaiser Franz Josephs-Ferienheim zu Tischnowitz, Petrau, Austerlitz und Darlau 568 Schützlinge untergebracht, die mit ansehnlichen Gewichtszunahmen und in erheblich gebesserter Gesundheitszustände zurückkehrten. Seine Bestrebungen in Bezug auf die Vervollkommnung der hygienischen Einrichtungen in den Kolonien hat der Vereinsvorstand auch in diesem Jahre erfolgreichst fortgesetzt. Unterstützt wurde er in diesen Bemühungen durch die Firmen: S. Mestniß u. Sohn, Radniß, durch Spende eines Staubsaugapparates „Atom“; Delphin Fitter u. Kunststein-Fabrik durch Spende eines Filtrierapparates; The Perolin Fabrikation P. Brück zc. zc. Die Schenkungen dieser Firmen haben ihren Zweck nicht nur erfüllt, sondern sich als ganz ausgezeichnete Produkte der heimischen Industrie erwiesen. Die Errichtung eines Seehospizes für jüdische Kinder, deren dringliche Notwendigkeit wir in einer der nächsten Nummern eingehender beleuchten werden, bildet gegenwärtig den Gegenstand ernster Beratungen des Vereinsvorstandes.

Karlstadt. Sonntag den 7. d. M. fand hier im Sitzungssaale der israel. Kultusgemeinde eine zahlreich besuchte Versammlung behufs Gründung eines Tempelchorvereines statt. Herr Advokat Doktor J. Keiner begrüßte Herrn Kultusvorsteher Sanitätsrat Doktor Stern, sowie die erschienenen Damen und Herren mit herzlichen Worten und begründete die Wichtigkeit dieses Vereines. Nach längerer Debatte wurde die provisorische Vereinsrepräsentanz gewählt, und zwar Präsidentin: Frau Marie Keiner; Vizepräsidentin: Frau Therese Aschkenazy; Kassier: Herr Siegfried Kramer; Archivar und Schriftführer: Herr L. Blau; Technischer Leiter: Herr Oberkantor David Meißel; Ausschussmitglieder: die Fräulein Fischl, Josefowicz, Hochsinger, Deutsch, Hauptfeld. Die Mitgliedsbeiträge wurden mit K 6.— und K 4.— jährlich festgesetzt.

Karlstadt. Sonntag den 14. d. M. fand im hiesigen Tempel die Trauung des Fräulein Irma Kramer mit Herrn Viktor Musch, Gutsbesitzer statt. Die Trauungsfunktionen versahen Herr Rabbiner Dr. Schick und Herr Oberkantor David Meißel.

Freiwaldau. Herr Julius Lichtwitz, Brauereibesitzer und langjähriger Tempelvorsteher, feiert am 13. November in selten körperlicher als auch geistiger Frische mit seiner Gattin Amalie, geb. Schlesinger, das Fest der goldenen Hochzeit.

Tabor. Se. Ehrwürden Herr Rabbiner Doktor M. Weislovicz forderte in seinen Predigten am Jomkippur und Schemini-Azeres zur kräftigen Unterstützung des jüdischen Kolonisationsvereines in Wien auf. Infolgedessen sind von Mitgliedern der hiesigen Kultusgemeinde 544 Kronen eingegangen. Von diesen wurden zehn Kronen zur Unterstützung zweier durchreisender jüdischer, russischer Familien verwendet, der Rest wurde dem oberwähnten Wiener Verein übermittelt.

Galgoz. Eine überaus große Trauerversammlung — darunter auch viele Christen und auswärtige Gäste — hatte sich am 15. d. M. zur Beerdigung des einige Tage nach seiner Rückkehr aus Karlsbad, wo er Heilung von einem schweren Magenleiden suchte, am Sabbat Berechit 13. Oktober, hier verbliebenen Herrn Franz Wallach eingefunden. Auch die Schuljugend rückte mit einer Trauerfahne in Begleitung des Lehrkörpers aus, um in Max Wallach den gewesenen Schulausschuss und ihren eifrigen Förderer zu ehren. Väterlicherseits war er ein Neffe der rühmlichst bekannten Philanthropen Adolf und Anthony Wallach in New-York (Lehterer schon vor 1 1/2 Jahren gestorben) und mütterlicherseits entstammte er einer gelehrten Rabbinerfamilie, weiland Rabbiner Dr. Samuel Bach in Prag-Smichow war der Bruder seiner Mutter. Die Trauerredner, Herren Oberrabbiner Josef Rosenfeld und Bernhard Deutsch, ein Verwandter des Heimgegangenen, schilderten in ergreifenden Worten den ideal angelegten Charakter des Verbliebenen, der mit außerordentlicher Liebe am Judentum hing, mit allen Opfern für die Gemeinde und die jüdische Gemeinschaft sorgte und sich selbst der jüdischen und allgemeinen Gelehrsamkeit bis zum letzten Momente widmete.

Breslau. Unsere Mitarbeiterin Frau Regina Meijer erhielt aus dem großherzoglich-badischen Kabinet einen Dank Ihrer königlichen Hoheiten des Großherzogs und der Großherzogin für einen zu Höchsteren goldenen Ehejubiläum verfaßten und in der Zeitschrift „Mode und Haus“ veröffentlichten Festartikel.

Berlin. Der Hilfsverein der Deutschen Juden hat eine hochherzige Spende erhalten. Es sind ihm 10.000 Mark zur Verfügung gestellt worden mit der Bestimmung, daß dieser Betrag insbesondere unseren Glaubensgenossen in Rußland zugute kommen soll. Der edle Spender dieses Betrages ist Herr Gustav Levinstein in Berlin, der sich schon häufiger in großherzoglicher Weise humanitär betätigt hat.

Berlin. Der Privatdozent an der hiesigen Universität, Herr Dr. Josef Horowitz, ein Sohn des Herrn Rabbiners Dr. Horowitz in Frankfurt a. M., hat einen Ruf als Professor des Arabischen an die muhammedanische Universität Aligarh (Indien) zunächst auf zwei Jahre angenommen.

Feuilleton.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen übersezt.

(Fortsetzung.)

X. Kapitel.

Am folgenden Morgen begab sich Asriel in die Louvaff-Synagoge, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Er hatte nicht das Herz, seinen gewöhnlichen Andachtsplatz zu besuchen. Hier hoffte er, in Erfahrung zu bringen, wie Schaya den Tag zuvor verbracht hatte.

Zu seiner Bestürzung erfuhr er, daß der Bräutigam seiner Tochter hier seit Wochen nicht gesehen worden war.

Asriel hielt mit sich selber Rat und nahm sich vor, den jungen Mann zu befragen.

Er zweifelte jetzt nicht mehr, daß Reb Tzalels Behauptungen wahr seien. Aber er kränkte sich nicht mehr. Es war nicht mehr Schaya; es war nicht mehr der Bräutigam seiner Tochter; es war nicht der Jui, den er importiert hatte — es war ein Appicores.

„Wie konnte ich, Asriel Stroon, so einen Streich spielen?“ Und er sezte mit haßvoller und detektivartiger Leidenschaft danach, Schaya bei einer ernstlichen Uebertretung des Mosaischen Gehezes zu erwischen.

Asriel besuchte alle Synagogen, wo der junge Mann hätte den Talmud studieren sollen, erfüllt von dem Rachegefühl, wie er ihn wegen seiner Pflichtvergessenheit zur Rede stellen werde. Aber so oft seine glühenden Erwartungen sich erfüllten, empfand er statt Triumph das übermächtige Gefühl der Niederlage.

„Du bist betrogen, Asrielle — weh Deinem dummen Einfall, weh!“ quälte er sich selbst in seinen Anfällen von Wut. „Aber die Cholera soll ihn ergreifen. Ich werde ihm schon zeigen, wie man Asriel Stroon beträgt.“

Er kam bald dahinter, daß Schaya mit seinem früheren englischen Lehrer oft zusammen kam. Asriel konnte den nächsten Sabbath nicht erwarten, wo er die Beiden Zigaretten rauchend oder schreibend erwischen werde. Aber es kam alles früher.

Am kommenden Tag verfolgte Asriel den jungen Mann bis in die Clintonstreet, wo dieser sich in das Haus begab, in dem sein Freund zwei Dachstübchen bewohnte. Asriel stellte sich vis-à-vis auf und starrte zu den Fenstern hinaus, ohne jedoch etwas zu sehen. Bald war er des Wartens müde und ging nun nach Haus zurück, wo er sich in ohnmächtiger Wut des verletzten Stolzes auf sein Bett warf.

Doch am folgenden Morgen kehrte er auf seinen Beobachtungsposten zurück. Die Fenster schienen ihn anzublicken, wie die Augen der Bösen.

Kaum war Aziel einige Minuten gestanden, als Schaya und sein Komplize die Straße hinaufgingen. Nun verfolgte er die Beiden durch die Hauptstraßen, durch die Bowerly zum Lafayetteplatz, wo Beide in der massiven Tür eines imponierenden Gebäudes, das weder ein Wohn- noch ein Geschäftshaus war, verschwanden.

„Ist das eine Kirche?“ frug Aziel einen Passanten.

„Nein, das ist eine Bibliothek, die Astor-Bibliothek,“ gab der Fremde Bescheid.

„Ach, da sind die Bücher der Goyim,“ sagte sich Aziel halb triumphierend, halb enttäuscht. Das ungewöhnliche der ganzen Situation verstärkte Aziels Gefühl, daß hier Böses vorgehe, und er nahm rasch einen Platz ein, wo er gut beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Er wartete, bis die jungen Leute herauskommen würden. Was er gewinnen werde, wenn er sie ins jüdische Viertel zurück verfolgen werde, das wußte Aziel nicht, aber er wartete, denn „der Böse“ ließ ihn nicht von der Stelle weichen.

Eine Stunde verging. Aziel war hungrig geworden, doch er harrte auf seinem Posten aus. Er hatte keinen Lunch genommen und konnte kaum mehr stehen.

Viele Minuten verstrichen und noch immer wartete Aziel. Endlich kamen sie. „Hier sind sie, diese konvertierten Juden! Und wie lustig sie sind. Das Böse schaut ihnen aus den Augen heraus. Diesen Bettlerlehrer möchte ich einsperren lassen!“

Er folgte ihnen über viele Straßen, bis sie, o Entsetzen — bis sie in eine christliche Restauration eintraten!!

Ein Krampf packte Aziel. Er hatte das Gefühl, als ob die Verkörperung vieljähriger Arbeit, das Objekt seiner größten Sorgfalt und Mühe zusammenstürzt, als ob ein Tempel im Augenblicke seiner Einweihung in Flammen aufgehen würde. Der Wunderknabe, sein Wunderknabe, sein Raddisch, sein Ruhm auf dieser und der zukünftigen Welt war plötzlich von der Sünde ergriffen worden.

Er wollte ihnen nachstürmen und konnte nicht. Dann wartete er, bis das trefe Essen ihnen serviert wurde. Im selben Augenblicke trat er kühl und gefammelt, wie jeder andere Gast, in den Speisesaal ein.

Die beiden jungen Leute hatten jeder ein Kalbschnitzel vor sich stehen. Der Hochschüler speiste mit dem Appetit eines nonchalanten Stammgastes, während der arme Schaya wirklich darnach aussah, wie einer, der zum ersten Male im Leben unkoscheres Essen genießt. Der Geruch allein verursachte ihm Schwindel und das Schnitzel ekelte ihn an, denn er war an besseres Fleisch gewöhnt und das Bewußtsein, trefe zu essen, reizte ihn zum Erbrechen.

Aziel setzte sich an denselben Tisch.

„Guten Tag, Schaya,“ sagte er.

Die beiden jungen Leute blieben wie versteinert sitzen.

„Wie schmeckt das Schweinefleisch?“ frug Aziel.

„Es ist kein Schweinefleisch, es ist ein Kalbschnitzel,“ sagte der Lehrer, als er sich ein wenig gefast hatte.

„Zu Ihnen spreche ich nicht,“ zischte Aziel. In seinen Herzen war er tot. Doch der Kellner kam auf ihn zu und frug, was er zu speisen wünsche.

„Nichts,“ erwiderte Aziel und erhob sich von seinem Sitz, um rasch das Lokal zu verlassen, als ob er das Aergste gesehen hätte, was er hätte sehen können. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Der Talmud als „Zeuge“ für das „Bibel- und Babel“-Märchen*.)

Von Prof. Dr. A. Sulzbach in Frankfurt a. M.

Der ersten Lieferung der Monumenta Judaica, welche mit den aramäischen Schriftwerken beginnt, ist nun die zweite Lieferung gefolgt, welche die Reihe der talmudischen Schriftwerke eröffnet.

*) Monumenta Judaica. Altera pars. Monumenta Talmudica. Erste Serie: Bibel und Babel. 1 Bd., 1. Heft. Herausg. von Aug.

Wir wollen auch hier gleich bemerken, daß wir bei unserer Ansicht über die Transkribierung des Textes, wie wir sie bei der Besprechung der ersten Lieferung der Monumenta (Israelit. d. J. Nr. 26) geäußert haben, auch im Hinblick auf die vorliegende Lieferung, wo es sich um den talmudischen Text handelt, beharren müssen. Wir können trotz aller Gründe, welche der Leiter der Arbeiten, Dr. Hollitscher, für den Vorteil der Transkribierung beibringt, nicht anders, als dieses Verfahren für einen schweren Fehler zu erklären. Allein, nachdem wir jetzt sehen, wohin es geht, müssen wir sagen, daß das sowebe Gerüchte noch das geringste, daß dieses nicht in Betracht kommt gegen den großen Fehler: die Herausgabe der „Monumenta“.

Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn die Monumenta, wie es in den einleitenden Worten dargelegt ist, nicht den fortlaufenden Text des Talmud bringen, sondern ihn nach Materien geordnet in die Öffentlichkeit treten lassen; es wird dann nur die Sorge der Herausgeber sein müssen, daß nicht das geringste weggelassen werde, was in die betreffende Materie hineingehört: eine schwere Aufgabe, denn es ist nicht alles, was unter eine Rubrik gebracht werden muß, so leicht aus dem weitschichtigen Talmud herausfinden, wenn auch nutzbringende Vorarbeiten für eine derartige Behandlung vorhanden sind. Ist diese Zusammenstellung gewissenhaft besorgt, so daß dem Leser das ungetriebene Bild von den Anschauungen der damaligen Zeit über bestimmte Fragen vermittelt ist, so hat der Bearbeiter das Seinige getan, will er zur Vervollständigung und für die klare Auffassung des Lesers in einem Anhang noch zur textkritischen Vergleichung andere Lesarten anführen oder für schwierige Stellen Erläuterungen hinzufügen, so ist das recht verdienstlich; aber „Monumenta“, wie wir dieses Wort zu verstehen gewöhnt sind, dürfen keine andere Tendenz haben, als die Schriftendrücker einer früheren Zeit der Gegenwart zugänglich zu machen, sie aus der Verborgenheit ans Licht zu bringen oder ihnen in dem engen Kreise, in den sie bisher gebannt waren, den Weg in weitere Kreise zu öffnen. Diese wissenschaftlich zu verwenden, ist einzig und allein Sache des Lesers, nicht Sache des Herausgebers. Sie in den Dienst einer andern Tendenz zu stellen, sie für oder gegen eine Zeitfrage zu verwenden, entrückt sie ihrem vornehmen Standpunkt wissenschaftlicher Unparteilichkeit, macht ihre Zusammenstellung verdächtig und entzieht den Verantwortlichen solcher Sammlungen das Recht, sie als „Monumenta“ in die wissenschaftliche Welt einzuführen. — Ist dies aber vielleicht nur ein Streit um Worte? Nicht doch! Das Wort „Monumenta“ hat eine werbende Kraft, erweckt Interesse, lockt Käufer und vielleicht auch Mitarbeiter, Tendenzschriften hingegen dürfen nicht auf die Mitwirkung und das Entgegenkommen aller Kreise rechnen. Und was sehen wir nun, nachdem das erste Heft der Monumenta Aramaica dem Unternehmen den Weg in einen größeren Leserkreis gebahnt hat? Des folgende Heft, das erste der Monumenta Talmudica, wird der erstaunten Welt mit dem Untertitel: „Bibel und Babel“, überreicht. Hier liegt ja die Tendenz glatt auf der Hand, ob sie auf Für oder Gegen hinzielt, ist zudörberst einerlei; aber es kommt noch etwas anderes hinzu. Man muß sich ja unwillkürlich fragen: Was in aller Welt hat denn der Talmud mit der in jüngster Zeit aufgeworfenen und daraufhin vielerörterten Frage: „Bibel und Babel“ zu tun? Darauf gibt uns nun der Leiter des Ganzen, Dr. Hollitscher, eine Auskunft, die einmal die wahre Tendenz in einer Weise enthüllt, die uns zeigt, wie man einer solchen zuliebe vor dem Mißbrauch alter Dokumente nicht zurückschert und andererseits eine „Wissenschaftlichkeit“ an den Tag legt, über die man lachen könnte, wenn es nicht gar zu traurig wäre, Männer an der Arbeit eines großen Wertes zu sehen, die von der Wissenschaft, die für eine solche Arbeit nötig ist, auch nicht einen Hauch verpirkt haben; denn daß absichtliche Täuschungen und Verdrehungen hier ihr Wesen getrieben haben, will ich zur Ehre dieser Männer nicht annehmen; ich akzeptiere für sie den milderen Umstand *לא ידעו במה יושעו* wenn dieses nicht angängig wäre, müßte ich das Werk mit ganz andern Händen fassen. — Hören wir nun Herrn Dr. Hollitscher!

„Wir benennen die erste Serie der Monumenta Talmudica, also die erste Materialien-Sammlung aus dem Talmud, mit dem Namen „Bibel und Babel“. Die Rechtfertigung für diesen Titel ist nach zwei Richtungen hin zu suchen: Es ist für jeden, der das orientalische Wissensgebiet nur irgendwie beherrscht, ganz klar, daß wir in der genannten ersten Serie weder direkt über die Bibel, noch direkt über das Thema Babel abhandeln werden. Vielmehr verhält sich die Sache folgendermaßen: Der Talmud ist in seinem Wesen nichts anderes denn eine theologische Weiterbildung der in der Bibel gegebenen religiösen Vorstellungen und Normen. Die moderne ägyptologische Wissenschaft hat nun in einer Reihe von epomachenden Forschungen nachzuweisen versucht, daß der gesamte uns im alten Testament erhaltene Komplex religiöser und anderer Vorstellungen von babylonischen derselben Art abhängt. Bei diesem Versuche aber wurden jene Materialien, welche in dieser ganzen Frage vor allem in Betracht kommen, nämlich die im Talmud vorliegenden Erweiterungen des biblischen Vorstellungskomplexes, viel zu wenig gewürdigt, obgleich man heute allerorten weiß, daß auch in verhältnismäßig jungen talmudischen Ueberlieferungen altes und ältestes Gut des orientalischen Lehrgebäudes sich erhalten hat. Wenn wir nun in der ersten Serie unserer Talmudausgabe die Materialien bringen, welche zugrunde ge-

Wünsche, Bihl. Neumann, Moriz Altschüler. Wien und Leipzig. Akadem. Verl.

Hierüber wird uns aus Kattowitz berichtet: Ernst v. Poffart rezitierte „Enoch Arden“. Diese wenigen Worte müssen genügen, um auszudrücken, daß wohl das Höchste und Erhabenste in der laufenden Saison geboten wurde. Eine hochkünstlerische Unterstüßung fand Poffart in Herrn Oberkantor Singer, der die schwierige Begleitung der von Dr. Richard Strauß zum Werke komponierten, melodramatischen Musik am Flügel übernommen hatte. Es ist recht lebhaft zu bedauern, daß Herr Oberkantor Singer, der ja bereits als Sänger und Musiker einen Ruf besitzt, vermöge seiner Stellung uns als Sänger im Konzertsaal vorenthalten bleibt; immerhin muß es als überaus ehrenvoll anerkannt werden, mit Poffart zusammengewirkt zu haben. Als äußeres Zeichen seiner Anerkennung hat Geheimrat v. Poffart Herrn Oberkantor Singer sein Bild mit der Widmung dem Meister Singer überreicht und ihm zugleich die Musik zu Wildenbruchs „Hegenlied“ von Schilling dediziert.
Dr. Sch.

Feuilleton.

Der importierte Bräutigam.

Roman aus dem Ghetto von Newyork. Aus dem Englischen übersezt.

(Fortsetzung.)

XI. Kapitel.

Asriel war nach Hause geeilt und traf seine Tochter beim Klavierspielen.

„Höre auf oder ich zerhaue dieses Klavier in Stücke“, schrie er; es kam ihm vor, als ob das Instrument mitverschoren wäre gegen ihn.

„Warum, was ist geschehen?“, frug sie erschrocken.

„Was geschehen ist? Foppe Du jemanden andern, aber mich nicht, ich habe noch meinen Verstand. Alles ist zu Ende, Flora!“

„Was meinst Du?“, frug sie.

„Ich meine, daß wenn Schayke noch einmal dieses Haus betreten sollte, ich ihn umbringen werde. Ihr dachtet, euer Vater sei ein Narr. Aber ich wußte alles, ich wollte nur alle Einzelheiten erfahren. Ich habe ihn eben in einer christlichen Restauration gesehen. Verflucht sei er mit seinem treife Saumen.“

„Du darfst ihn nicht verfluchen!“, brauste sie auf und wurde hochrot im Gesicht.

„Und wer wird es mir verbieten, bitte!“

„Ich. Es ist meine Schuld, daß alles so kam. Du weißt, daß ich ihn zuerst nicht wollte.“

Die Antwort reizte ihn, doch er bezwang sich und erklärte mit geisterhaftem Ausdruck:

„Flora, Du wirst ihn nicht heiraten!“

„O ja, ich werde ihn heiraten, ich kann nicht leben ohne ihn“, gab sie mit fester Stimme zur Antwort.

Asriel verließ das Zimmer.

„Alles ist aus, Tamara! Mein Licht ist ausgelöscht“, sagte er in die Küche eintretend. „Für uns gibt es keinen Schaya mehr!“

„Finster ist mir! Hat ein Unfall ihn betroffen? Gnade und Erbarmen, was ist dem Kind zugestoßen?“

„Ja er ist tot und begraben für uns. Ja, ein abgefallener Jude sein, ist schlechter denn begraben sein. Alles ist vorbei, Tamara! Ich habe ihn in einem christlichen Restaurant treife offen gesehen. Amerika hat mich um meinen Stolz gebracht.“

„Weh ist mir“, flüsterte die Haushälterin und raufte sich ihre Haare. „Treife hat er gegessen!? Hat er hier nicht genug zu essen gehabt? Ich habe ihm doch das Beste vorgesetzt. Ein König wäre zufrieden gewesen mit dieser Kost, die er bei Dir hatte.“

„Es scheint, daß ihm treife besser geschmeckt hat“, gab Asriel bitter zurück. „Ein Unglück ist über mein sündiges Haupt gekommen! Wir haben das Kind verdorben, wir haben es mit unseren bewundernden Blicken auf schlechte Gedanken gebracht.“

Während Asriel der Haushälterin den traurigen Sachverhalt auseinandersetzte, verließ Flora raschen Schrittes das Haus ihres Vaters.

Als Asriel sie vermißte, begab er sich in die Clintonstreet, um sie zu suchen. Hier hörte er von der Hausfrau, daß ihr Zimmerherr in Begleitung seines Freundes und einer jungen Dame das Haus verlassen hatte. In seiner Verzweiflung begab sich Asriel in die Astor-Bibliothek, dann ging er zu einer Freundin Floras, dann suchte er sie sogar in seinem Bowery Restaurant. Als er in sein Haus zurückkehrte, war Flora wieder in ihrem Zimmer.

„Wo warst Du?“, frug er finster. „Ich werde Dir gleich sagen, Papachen, wo ich war, aber rege Dich nicht auf!“

„Wo warst Du?“, frug er zum zweitenmal.

„Ich sage es Dir gleich, aber table Schaya nicht, denn ich bin die Schuldige. Er liebt Dich aufrichtig. Wir waren im Rathaus und ließen uns trauen. Schaya wollte es nicht, aber . . .“

„Du bist verheiratet?“

„Ja, aber zürne mir nicht, geliebter Vater. Ich werde alles tun, was Du wünschst. Wenn Du es durchaus nicht willst, daß er Doktor wird, so wollen wir auch darauf verzichten.“

„Ein Doktor“, sagte er wie geistesabwesend. „Das wolltest Du aus ihm machen und deshalb hast Du mich zum Besten gehabt! Du bist verheiratet, Flora, verheiratet?“, frug er, als ob er es nicht fassen konnte. „Und im Rathaus, ohne Chuppa, ohne Religion wie die Andern? Flora, was hast Du getan?“, stöhnte er in namenlosem Schmerz auf und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Papa, Papa weine nicht“, rief sie und umarmte und küßte ihn. „Du weißt, ich wollte ihn zuerst nicht.“

Es dämmerte ihm auf, daß kein ernstliches Unrecht geschehen sei, daß alles noch gut zu machen sei, daß die jüdische Hochzeitszeremonie noch stattfinden könne, und er beruhigte sich ein wenig.

„Ich weiß, es ist vorbei“, sagte er endlich, „und ich will keine andere Sünde mehr auf mein Haupt laden. Ich will nicht, daß Du sein Weib sein sollst ohne Chuppa und ohne Segen. Gleich morgen soll die jüdische Hochzeitsfeier stattfinden, Du hast mich zum Besten gehalten, aber ich verzeihe Dir. Es scheint, daß Gott für Asriel's alte Tage keine Freuden hat, auch keinen Raddisch für seine Seele, wenn die Würmer sich an seine Knochen machen werden.“

„O Vater, sage das nicht, es zerreißt mir das Herz. Du weißt, Schaya ist Dir ein ergebener Sohn.“

„Ein Appikores mein Sohn! Ein Appikores mein Raddisch! Nein, nein!“, sagte er nachdenklich.

Als er das aussprach, fühlte er, daß auch Flora nunmehr eine Fremde für ihn sei.

Er ging müde und gleichgültig in sein Zimmer zurück.

„Ich habe alles verloren“, sagte er zu Tamara. „Ich habe keine Tochter mehr, ich bin allein in der Welt!“

Raum hatte er Floras Zimmer verlassen, als sie rasch wieder davoneilte, um ihren Bräutigam die frohe Mitteilung zu machen, daß ihr Vater ihr verziehen habe.

Die Haushälterin nähte eine seidene Decke für die Rolle ihrer Synagoge, als Asriel in die Küche kam. Er stand angelehnt an den Speisekasten, gegenüber hing die Palästina-Sammelbüchse. Er sprach leise und resigniert davon, daß Flora sich bereits verheiratet habe und daß die jüdische Zeremonie so schnell als möglich stattfinden solle. Eine glänzende Feier war jetzt außer Frage. Das Fest sollte das Gespräch der Synagogen bilden. Doch das, was früher sein Lieblingstraum war, mutete ihn nun wie eine Totenfeier an. Tamara hat ihn, guter Dinge zu sein und zitierte Rabbi Nochum, der auch im Angesicht des schwersten Schicksalschlages die Worte gebrauchte: „Nuch das ist zu meinem Besten.“ Aber Asriel wollte keinen Trost annehmen.

„Ja, Tamara, alles ist vorüber“, sagte er wie verloren.

„Alles war ein Traum. Ein Knabe hat ein Spiel mit mir getrieben.“

Die fromme Frau war tief bewegt.

„Es ist eine Sünde, sich Geschehnisse so zu Herzen zu nehmen! Du mußt auch auf Deine Gesundheit Rücksicht nehmen. Ertrage Dein Leid wie ein wahrer Jude, Reb Israel. Vertraue dem Allmächtigen und Du wirst noch Freuden erleben, wenn es Gott gefallen wird.“

Asriel hatte nur ein Stöhnen auf ihre tröstenden Worte. Sein Auge fiel auf die Sammelbüchse für arme Pilger.

„Weißt Du, Tamara,“ sagte er plötzlich, „wir werden in das Land Israel auswandern. Sie haben mir alles genommen, was ich hier erhofft habe. Nun, ich kann die Welt nicht ändern. Sie sollen leben, wie es ihnen gefällt, sie werden sich selbst vor dem Allmächtigen zu verantworten haben. Ich werde die Hälfte meiner Besitzungen Flora überlassen, die andere Hälfte werde ich verkaufen. Du bist eine rechtschaffene Frau, Tamara. Warum sollten wir uns nicht heiraten und unsere alten Tage dem Dienste Gottes im heiligen Lande widmen?“

Tamara nählte weiter, ohne aufzublicken. Man sah nur die Perrücke, die ihren Kopf bedeckte, und das flammende Rot ihrer Wangen.

„Wir werden ein angenehmes Leben führen und genug Geld für Wohltaten haben,“ fuhr er fort. „Ich weiß, daß ich ein Am haarez bin! Sag ich denn, daß ich es nicht bin! Aber ist denn ein Am haarez kein Mensch, kann er denn nicht auch wie ein rechtschaffener Jude sterben?“ bat er in flehendem Tone.

Die Perrücke neigte sich noch tiefer herab und die Seidenlider knisterte stärker.

„Du weißt Tamara, daß ich auf der Zunge habe, was mir am Herzen liegt. Ich sage, was ich denke, und wir brauchen keinen Heiratsvermittler. Amerika ist mir jetzt treife. Hier will ich nicht mehr leben. Die Welt ist hier finster und leer für mich. Ich bin jetzt wie ein kleines Kind, Tamara. Komm, habe Mitleid mit mir! Ich will Flora nach den Gesetzen Moses und Israels verheiratet sehen und dann wollen wir Beide unter die Chuppa gehen, ehe wir unsere Reise antreten. Ich muß fort von hier. Nun, was sagst Du dazu?“

Keine Antwort erfolgte.

„Nun, Tamara!“

„Wenn es Gottes Willen ist, dann wird es so sein,“ gab sie resigniert zurück, ohne den Kopf von ihrer Arbeit zu heben.

XII. Kapitel. (Schluß.)

Flora war voll Ungebuld zu Schaya geeist, um ihm mitzuteilen, daß ihr Vater einverstanden sei. Sie hatte ihn nicht gesehen, seitdem er ihr legaler Ehemann geworden war, und diese drei, vier Stunden dächten ihr eine Ewigkeit.

Als die deutsche Zimmerfrau in der Clintonstreet ihr sagte, daß weder ihr Mieter noch dessen Freund zuhause seien, war ihr das Herz schwer geworden.

„Sagen Sie ihm, wenn er zurückkommt, daß er auf mich warten soll!“ instruierte sie die Wirtin.

Um acht Uhr trafen sie sich endlich.

„Nun?“ frug Schaya voll banger Sorge.

„Nun,“ neckte sie, „Warum hast Du nicht auf mich gewartet? Konntest Du nicht erraten, daß ich kommen werde?“

„Wie sollte ich?! Doch, sag mir rasch, was hat der Vater gesagt, quäle mich nicht länger!“

„Er sagt, daß er Dich nicht braucht,“ sagte sie, aber ihre Blicke sprachen anders, ermutigender und sie fielen einander in die Arme und empfanden ein Glück wie nie zuvor.

„Ein Leben mit Dir, Geliebte,“ murmelte er glücklich. „Warte, Du sollst sehen, wie schön unser Leben sein wird. Du kennst mich noch nicht.“

„Doch wir müssen nach Hause, wir müssen versuchen, die volle Vergebung unseres Vaters zu erlangen,“ drängte Flora.

„Weiß Du, Florale, komm nur für eine Minute hinauf. Eine Menge netter, junger Leute sind bei meinem Freund versammelt, wir lesen alle zusammen das schönste Buch, das es gibt. Es sind meist gebürtige Amerikaner — Christen — da. Komm Florale.“

Er zog sie die Treppe hinauf. „Fürchte Dich nicht, die Hausfrau weiß alles,“ flüsterte er. „Du wirst sehen, wie nett meine Freunde sind. Es sind gebildete Leute und sie haben auch die Juden gern. Ein Jude gilt ihnen gerade so viel wie ein Mitglied ihres eigenen Stammes — ja sogar noch mehr.“

Flora fühlte sich bedrückt, Sie hatte momentan für nichts Interesse als für ihr Glück, doch ehe sie sich versah, war sie in dem überfüllten Zimmer oben.

Es waren zehn oder zwölf junge Männer in dem Dachstübchen, einige saßen auf Sesseln, zwei auf dem Koffer ihres Birtes, drei auf dem Bett, die anderen standen längs der Wand und beim Fenster. Sie waren um einen Tisch gruppiert, der mit Büchern, Papieren und Zigarettenstümpfen belegt war. Eine Blech-Teefanne brodelte auf der flachen Platte eines kleinen Ofens und einige aus der Gesellschaft schlürften russischen Tee aus Wassergläsern, in denen kleine Stücke Zitronenscheiben herumschwammen. Die jungen Leute hatten alle intelligente Gesichter; sie waren bei Tag Arbeiter, bei Nacht Philosophen. Einer war ein schwedischer Schneider und hatte das Gesicht eines Priesters, ein anderer war ein Züricher Dr. phil. — ein junger Hindu war auch da, der eine elende Existenz fristete durch den Verkauf seiner erstklassigen schreibstillerischen Arbeiten an zweitklassige Wochenschriften. Dann waren mehrere russische Juden da, alle leidenschaftliche Wortkämpfer, die meisten mit Universitäts- und Gymnasialdiplomen. Diese Gesellschaft traf jeden Donnerstag zusammen, um irgend ein Thema zu besprechen. Diemal disputierten sie unter der Leitung eines schottischen Studenten über Auguste Comte.

Der junge Dr. phil. trat in einer Anwandlung von Ritterlichkeit der jungen Dame seinen Stuhl ab, fuhr aber, ohne sich durch ihren Eintritt weiter stören zu lassen, fort, zu lesen.

Seine Zuhörer lauschten voll Aufmerksamkeit, einige unterbrachen ihn, um ihn über dies oder jenes zu fragen. Schayas Blicke flogen zwischen Flora und dem jungen Schotten hin und her. „Hast Du je eine so schöne, vornehme Dame gesehen?“ schien er zu fragen. „Sie ist meine Braut, mein ist sie.“ Schau diese bedeutenden Männer an, Flora, das sind Bekannte von mir.“ Doch bald beteiligte er sich auch an der Debatte und vergaß an Floras Anwesenheit.

Das junge Weib blickte erstaunt um sich. Der Schotte und sein Vortrag lösten ihr Achtung ein, aber die übrige Gesellschaft und das ganze Milieu schienen ihr sonderbar. Sie hatte immer davon geträumt, daß sie durch ihre Verheiratung mit einem Doktor mit eleganten und gebildeten Leuten verkehren würde. Doch jeder Hausierer war besser gekleidet wie diese Männer hier, die sie an die grotesken und unheimlichen Gestalten aus Dickens Novellen erinnerten und ihr gar nicht so erschienen, wie sie sich seine, wohlgezogene junge Männer gedacht hatte. Mit jedem Augenblicke wurde ihr der Aufenthalt hier lästiger. Uebermannet von der drückenden Schwüle in dem kleinen Zimmerchen, hatte sie das Gefühl, geraubt, entführt und in eine Höhle voll schrecklicher Kreaturen gebracht worden zu sein. Am liebsten hätte sie um Hilfe geschrien. Auch wunderte sie sich, daß ihr Schaya etwas Gemeinames haben konnte mit diesen zerlumpten Gestalten.

„Schaya,“ flüsterte sie und zog ihn am Ärmel

„Nur noch einen Augenblick,“ bat er sie.

„Ach, es interessiert mich so sehr.“

Eine Diskussion entwickelte sich. Die Russen waren sehr heftig. Einer von ihnen berührte sie höchst unympathisch. Sie wußte selbst nicht weshalb. War es sein Organ oder die rote Stiderei an seinem kurzen russischen Borhemd? Alles an ihm verkehrte sie.

Das Zimmer war raucherfüllt, die Leute sprachen gebrochen englisch.

Schaya war voller Erregung. Er hätte hundert Fragen an den Vortragenden stellen mögen, traute sich aber nicht, sie auszusprechen. So saß er da und gestikulerte unaufhörlich mit seinen Händen, war verzweifelt über die absurden Bemerkungen

eines Anderen, dann wieder nickte er zustimmend und tanzte schließlich in ohnmächtiger Kampfeswut nervös im Zimmer herum.

„Schaya, es wird spät und Papa —“

„Nur noch eine Minute, Florale, mein Leben,“ flehte er aufgereggt, indem er dem Schotten das Buch aus der Hand riß und fieberhaft darin herumbblätterte, um die eine Stelle zu finden, die seiner Ansicht nach falsch interpretiert worden war.

Flora wollte protestieren gegen sein Hierbleiben und ihm drohen, allein fortzugehen, aber sie konnte kein Wort herausbringen, hatte nicht die Kraft, sich zu erheben. Ein Gefühl von Verzweiflung und Eifersucht würgte sie — sie war eifersüchtig auf das Buch des Schottländers, auf den jungen Russen mit dem gestickten Hemd, auf die leeren Teegläser mit den Zitronenscheiben am Grunde, auf diese ganze aufgeregte Gesellschaft und insbesondere auf Schayas Zukunft, aus der sie ausgestoßen schien.

Literatur.

Zu der Programmschrift der Israelitisch-theologischen Lehranstalt

schreibt uns E. Ehrwürden der Rabbiner von Königl. Weinberge:

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Hätte Prof. Büchler die Erklärung Raschis zu der von Ihnen aus seiner Programmschrift angeführten Talmudstelle (Bechoroth 20 b, Aboda-sarah 39 a) gesehen, so hätte er deren Sinn und die Bedeutung von „Al judo“ erkennen müssen. Raschi bemerkt nämlich zu קרר מוכן: Die Zöllner hatten Zeichen, Marken (חומות), welche sie den Zollzahlenden als Bestätigung über den gezahlten Zoll gaben, damit sie nicht noch einmal zur Zahlung verhalten werden. An beiden Orten gibt Raschi diese Erklärung, welche auf den Sinn der ganzen Stelle führen muß. Als Frau eines Zöllners hat das Weib die Zollmarken für ihren Mann hergerichtet und den Parteien übergeben, ganz so, wie sie früher als Frau des Chaber an dessen Stelle den Parteien die Tefillin (קיימת קשרת) zurecht gemacht hatte. Nach Talmud Chullin 9 a mußte nämlich jeder חרר die Fertigkeit, den קרר של חרר anzu fertigen, besitzen. In Megilla 24 a bemerkt Raschi ausdrücklich zu „Al judo“ בשבילי für ihn, statt seiner. Die beregte Talmudstelle ist übrigens aus der Tosifta-Demai, Abschn. 2. Herr Rektor Schwarz merkt in seiner Ausgabe der Tosifta zu ירר לך nichts an, obgleich er es sonst an Erklärungen und Erläuterungen nicht fehlen läßt. Warum hat er aber selber nicht bei Durchsicht der Arbeit des Dr. A. B ü c h l e r die Talmudstelle in richtiger, sinngemäßer Uebersetzung wiedergegeben? Wo bleibt das לך וקרר חרר Hochachtungsvoll Stark.

Anschließend sei hinzugefügt, daß auf S. 25 Herr B ü c h l e r bemerkt:

„Auch der von B. Simon R. Eleazar angeführte Satz des R. Meir: „Eine Frau, die einen Haber heiratete, band ihm Tefillin an die Hand, und als sie später einen Zöllner heiratete, band sie diesem Zöllnerknoten an die Hand“, zeigt, daß die Tefillin nur vom Haber angelegt wurden.“

Selbstredend ist diese ganze Deduktion ein leeres Hirngespinnst, da es sich an dieser Stelle überhaupt nicht um das Anlegen der Tefillin, sondern um die Herstellung, bezw. Schlingung des vorschriftsmäßigen „Kescher Ischel Tefillin“ handelt.

Neue Bücher.

Die Wohlfahrtseinrichtungen für jüdische Hilfsbedürftige in Berlin und Vororten. Herausgegeben von der Armenkommission der jüdischen Gemeinde zu Berlin. Verlag von M. Popelauer, Berlin, 1906.

Fest-Predigten, gehalten in Mähr.-Schönberg, von Dr. Moriz Emil P r o s s n i z, Rabbiner in Eger. Preis 1 Krone. Der Ertrag wird wohlthätigen Zwecken gewidmet. Selbstverlag des Verfassers. 1906.

Briefkasten.

N. Ihre Bemerkung ist ganz richtig, daß man beim neuen Minister des Aeußern gleich Schritte unternehmen sollte, um einen vermehrten Schutz der jüdischen österreichischen Untertanen im Ausland herbeizuführen. Dem Grafen Soluchowski brauchen die Juden keine Träne nachzuweinen. Er rührte keinen Finger, als man ihn um gefällige Vorstellungen in Petersburg anlässlich der Programms gebeten hatte. Aber selbst in Angelegenheiten, die in seinen Pflichtkreis fielen, tat er nicht das Geringste, wenn es sich um Juden handelte. Wir erinnern da an die österreichischen Juden in Rumänien, die den ärgsten Quälereien ausgesetzt waren und blieben, ohne daß der berufene österreichische Vertreter ihnen zuhülfe kam. Unter Golschowsky's Regime nahm man gerne, im Interesse einer günstigen Volksstimmung, Juden in den Balkanländern in den österreichischen Untertanenverband auf. Aber nach österreichischer Gewohnheit nur mit Pflichten, ohne Rechte. Das einzige Mal, wo man von einer Handlung unseers auswärtigen Amtes zugunsten von Juden etwas hörte, war bei der Konferenz in Algieras, wo der österreichische Bevollmächtigte die Aktion des amerikanischen Vertreters für die marokkanischen Ghettobewohner beim Maghzen unterstützte. Es wäre gewiß wünschenswert, wenn eine berufene Korporation mit Memorandum und Audienz beim neuen Minister eine Aenderung zum Besseren herbeizuführen versuchte.

Selbsterkenntnis. Daß Monsignore Scheicher in einem anonymen Artikel, als dessen Verfasser er sich wohl gegen den eigenen Willen entpuppte, den Gehmann als einen Dreiviertel-Komödianten hinstellte, macht der Wahrheitsliebe Scheichers Dreiviertel-Ehre. Jetzt müßte man noch wissen, was Gehmann von Scheicher und die christlich-sozialen Größen überhaupt von einander denken. Da würde es wohl massenhaft Zuweisungen fürs Zuchthaus oder fürs Irrenhaus geben, während bis jetzt das Rathhaus genügt.

N. S. Das ist richtig. Wir haben zufällig nähere Daten darüber gefunden. In Rußland besteht die Sklaverei auch in ihrer ursprünglichen Form. In Nuchur, im Tale Gumbur, im transkaspischen Gebiet werden täglich Dugende Sklaven, geraubte Frauen und Kinder aus Persien unter den Augen der russischen Behörden verhandelt. Schöne Weiber werden auch von russischen Offizieren oder Beamten gekauft oder — beschlagnahmt.

3. 1906. Der Todestag ist Montag, der 13. Elul (3. September 1906).

Religionslehre in B. Derlei wissenschaftliche Fragen zu erlebigen in der Form einer Briefkasten-Notiz ist unmöglich.

N. S. Zur Abwechslung wird wieder Spanien wegen der Zivilgesetzgebung von den Bischöfen zur Revolution aufgewiegelt, wie vor einigen Monaten Frankreich. Aber die klerikale Presse aller Länder schreibt gegen die ewig revolutionären Juden.

N. W. Geschmackvoll sind die Antisemitismen in der „Arbeiterzeitung“ gerade nicht und auch nicht klug. Man denkt beim Lesen umso eher daran, wer die Redakteure sind, die sich hinter derlei Ausfällen verdecken wollen.

F. S. Bezeichnend für den Kurs in Oesterreich ist es allerdings, was der Abgeordnete Seiz in der Versammlung der Postbeamten sagte: Für die Bedeckung der Kongrua habe man Geld, um aber die Bezüge der Postbeamten zu verbessern, habe man vor, Handel und Industrie mit schweren Portoerhöhungen zu belasten. Aber es fällt uns nicht ein, eine angreifende Stellung gegen die Geistlichkeit einzunehmen. Wir gehen nur vor, wenn eine Verteidigung notwendig ist.

Redakteur L. Sch. in Brünn. Die angebotenen Beiträge sind willkommen.

K. Wien. Sie haben unrecht! Im hebräischen Sprachgebrauch bedeutet „al jad“ „durch Vermittlung“. So heißt es ערר דר משה מרר דורח דנין דינר מושה. Im talmudischen Sprachgebrauch bedeutet dieser Ausdruck „für“, („an Stelle eines“). Beides ist nicht identisch; es offenbart sich hier vielmehr der Gang der Sprachentwicklung.

J. S. in M. Allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen. Das merken die Christlich-Sozialen, seitdem sie ihre antisemitisch-kerikale Volkserziehung nicht nur dem Lande, sondern auch dem Reiche aufgezogen haben. Je mehr Zwangsgeetze gegen den liberalen Geist der Schule geschaffen werden, umso größere Erfolge hat der Verein freie Schule, wie man gerade aus den großen Protestversammlungen und Veranstaltungen der Antisemiten sieht. Wir können aber nur wieder sagen, was wir schon oft geraten haben: Die Juden sollen sich jeder aktiven Teilnahme enthalten, denn der Vorwurf der Verjudung erschlägt jede liberale Partei und Gesellschaft.

Jude. Der jetzige Kriegsminister Schönach galt als Landesverteidigungsminister durchaus nicht für antisemitisch. Unter ihm wurde das militärische Stipendium für Landwehrärzte auch oft an Juden verliehen. Hoffentlich hören jetzt auch in der Armee die dummen Vorurteile auf, unter denen die Juden aller Kategorien litten.

M. D. Dem Landtagskandidaten für den Bezirk Mährisch-Osttau, dem Alldeutschen Dr. W. Freisler, wurde auf Betreiben der jüdischen Wählerchaft ein Gegenkandidat mit geringen Aussichten, der Landesgerichtsrat Dr. Ehrlich aus Reuttschein, nach unseren Infor-